IX.

Gneisenau.

Von

Rudolf Usinger.

I.

Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Erster Band 1760—1810. Mit einem Kupfer und einer Karte. 8. Berlin 1864, Georg Reimer.

Ein Recensent mag sich selten in einer so mißlichen Lage befinden als dem oben verzeichneten Buche gegenüber. Seit Jahren ist es mit Spannung erwartet; ein jeder, der des Verfassers Arbeiten kennt, konnte sich denken, wie er seine Aufgabe erfassen und wie er sie ausführen würde; niemand wird eine abgerundete Darstellung, alle werden ein gründliches Quellenwerk erwartet haben. Man hoffte ein neues, reiches Material und eine fast vollständige Sammlung der bisher schon bekannten Quellen für die Geschichte des großen, edlen Gneisenau, für die Geschichte Preußens und Deutschlands in einer der wichtigsten Perioden staatlicher Umformung zu erhalten. Alle Erwartungen sind erfüllt worden; Befürchtungen haben sich nicht als eitel erwiesen: und doch werden nur wenige mit der vorliegenden Leistung zufrieden sein.

Schwierig ist es, Pertz gerecht zu werden. Was hat er bieten wollen? Wo zog er seine Grenzen? Von einem Manne wie Gneisenau wäre dem deutschen Volk wohl eine Biographie zu wün-

schen, die in lesbarer Form eine gute Verarbeitung des kritisch-gesichteten Rohmaterials nach ästhetischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten gäbe. Die Entwickelung des Mannes, seines festen Charakters und seiner hohen Geistesgaben müßte mit lebhaften und doch richtigen Farben gezeichnet sein. Es ist aber nicht jedem beschieden, ein Buch wie das Leben Yorks schreiben zu können. Pertz hat sich auch seine Aufgabe ganz anders gestellt. Sein früheres Werk, das vielfach und mit Recht anerkannte Leben Steins, diente ihm bis auf die äußere Eintheilung und typographische Ausstattung zum Vorbild. Nur in der Form sind einige wenige Verbesserungen wahrzunehmen. Urkunden und Actenstücke sind deßhalb in Fülle abgedruckt, und nur ihrer Verbindung wegen scheinen oft seitenlang viele kurze, nicht selten abgerissene Notizen gemacht zu sein. Keineswegs ist aber daneben der Gedanke der Biographie aufgegeben, denn wir finden nicht selten kleine, mühsam gesammelte Angaben, die mit jenem urkundlichen Stoffe wieder nichts zu thun haben und bloß aus biographischem Interesse aufgenommen wurden. Das ganze Buch würde überhaupt den Eindruck machen, als habe der Verfasser in biographischer Form eine vollständige Sammlung des Quellenmateriales für die Geschichte Gneisenaus geben wollen, wenn nicht wieder manches mit Absicht oder doch aus nicht bekannten Gründen ganz übergangen wäre, was dem Verfasser bekannt war.

Ein ungemein reiches Material hat Pertz zur Verfügung gestanden. Seit vielen Jahren war von der Familie Gneisenau für eine würdige Geschichte ihres großen Ahnen mit Fleiß und Umsicht gesammelt worden. Außerdem konnten die Archive der preußischen Ministerien benutzt werden, und viele Freunde und Waffengefährten des Feldmarschalls, sowie andere, die in Besitz wichtiger Papiere waren, gewährten dem Verfasser gern ihre Unterstützung. Nur die englische Regierung gestattete, wie in der Vorrede erzählt wird, die mehrfach nachgesuchte Benutzung ihrer Archive bis jetzt nicht. Auch mündliche Nachrichten sind vielfach gesammelt und mit in der Darstellung des Textes verwebt. Doch wurde darauf augenscheinlich eine geringere Sorgfalt verwandt, denn die Veröffentlichung des werthvollen schriftlichen Materials hat dem Verfasser offenbar am meisten am Herzen gelegen. Es ergiebt sich dieses recht deutlich aus dem dritten Abschnitt des

zweiten Buches, in dem verschiedene Entwürfe für preußische Reichsstände in Auszügen mitgetheilt werden, die zwar als Ergänzungen zu dem Leben Steins sehr wichtig und interessant sind, die jedoch mit dem Leben Gneisenaus so viel wie gar nichts zu thun haben. Dieser — der dabei irrthümlich Oberst genannt wird, S. 411, vgl. 490 — findet in dem ganzen Abschnitt nur zweimal eine ganz gelegentliche Erwähnung. Auch sonst ist, namentlich in den Beilagen, manches aufgenommen, was nicht gerade zu der Biographie gehört. Der Werth des Buches wird, bei seiner ganzen Anlage, durch solche Zugaben natürlich nicht vermindert. Wohl aber geschieht dieses durch Weglassung anderer Nachrichten, die sich direct auf Gneisenau beziehen. Ich rechne dahin z. B. viele einzelne Notizen, meistens über die Jugendzeit, die von Franseki in seiner biographischen Skizze mit so großem Fleiß gesammelt sind. Auch viele Briefe und mehrere Gneisenau betreffende Cabinetsordres sind hier abgedruckt, die Pertz nicht aufgenommen. Ferner beklage ich sehr, daß aus dem handschriftlichen Materiale der Familie Gneisenau nicht noch manches mitgetheilt ist, was doch vorhanden. Es müssen sich darunter noch Briefe von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der Entfaltung des Helden, vor allem auch ein Tagebuch (Note 101) und schriftliche Arbeiten von ihm, sowie überhaupt Actenstücke befinden, deren Veröffentlichung uns erst ein rechtes Bild von dem großen Manne auf den verschiedenen Stufen des Lebens geben würde.

Schwerlich wird ein Wunsch der Familie den Schriftsteller in der Auswahl der zu publicirenden Schriftstücke beschränkt haben, denn sonst möchten auch wohl die innigen Briefe zurückgehalten sein, welche Gneisenau an die heiß geliebte, erst vor kurzem ihm vermählte Gemahlin schrieb. Mit Recht wird man hier sogar zweifelhaft sein können, ob der Schleier eines so zarten Familienlebens in so breiter Weise gelüftet werden durfte. Für die Kenntniß Gneisenaus würde ein Brief völlig ausgereicht haben. Der Raum wäre in diesem und auch noch manchem anderen Falle wohl besser verwandt, wenn etwa die zerstreuten und so vielfach unbeachtet gebliebenen Notizen in gedruckten Büchern anstatt dessen Aufnahme oder größere Berücksichtigung gefunden hätten.

Wäre letzteres geschehen, würde auch auf die Citate wohl eine

größere Sorgfalt verwandt worden sein. Die meisten derselben beziehen sich auf die Familienacten. Rücksicht auf die Leser hätte aber eigentlich wohl geboten, dieses irgendwo auszusprechen. Ich muß gestehen, ich habe lange nicht gewußt, was Citate wie diese zu bedeuten haben: „10, 53" — „5,139" — „6, 261" — „5" — „An Wiesner 3" (vielleicht der S. 463 abgedruckte Brief? U.) — „1. fol. 26" — „79, 10 und E. III. 118" — „Vgl. (wer soll vergleichen? U.) 1, 81" — „Acten" — „Gn. 67" — „Gn. 5, 294" — „72, 12" — „1, 34 und Reorganisation 2, 402 ff." — „102" u. s. w. Viele andere Citate verstehe ich gar nicht, so z. B. die Noten 136 und 137, wo ganz einfach steht „S. 117" — „S. 120". Ich habe kein Buch finden können, worauf sich diese Zahlen beziehen. Ganz wunderbar ist die Note 7 zu S. 9, wo zu der Meinung Clemens Brentanos, daß Gneisenau Katholik gewesen, das S. 370 abgedruckte Schreiben Gneisenaus von 1808 an den König citirt ist. Auch sonst kommt noch mehrfach Verwirrung zwischen den Noten vor, z. B. S. 42, 44, 78, 343 vgl. 355. Die Gesammtzahl derselben, 198, wäre wohl zu übersehen gewesen. Anderes möchte ich gerne anders haben. Oft sind in den Noten, die alle am Ende des Bandes stehen, Briefe citirt, die früher abgedruckt wurden, z. B. N. 7, abgedruckt S. 370, N. 8, abg. S. 606; N. 17 S. 82 (vgl. jedoch unten Note 19); N. 19 S. 28; N. 60, vielleicht S. 463; N. 67 S. 305; N. 74 S. 307; N. 193, S. 176; es wäre hier bei der Reichhaltigkeit des Materials gewiß geboten gewesen, die Seitenzahl anzugeben. Anstatt dessen findet sich höchstens die rücksichtslose Bemerkung: „S. oben". Auch in Beziehung auf die Anlagen heißt es ganz einfach: „S. Anlage", ohne anzugeben, wo dieselben zu finden. Ich habe anfangs die „Beilagen" dafür gehalten und war dazu um so mehr berechtigt, da auf dieselben weder im Text noch in den Noten Bezug genommen zu sein pflegt, was doch bei den „Anlagen" häufiger der Fall. Warum diese Scheidung in Anlagen und Beilagen gemacht, kann ich in der That nicht einsehen. Mindestens wäre auch hier, da die Anlagen einstweilen noch nicht das Licht des Tages erblickt haben, da sie vielmehr, wie im Leben Steins, wohl ans Ende des Werkes gestellt werden sollen, eine Notiz darüber am Platze gewesen, die dem Leser viel vergebliches Suchen ersparen könnte.

Ueber manches andere, sowohl in dem Text als in den Noten

will ich schweigen, hier aber zunächst noch darauf hinweisen, wie Fransecki behandelt ist. Dieser, ein preußischer Officier, ist der Verfasser der gediegenen Biographie „Gneisenau“, welche als Beiheft zu dem Militair-Wochenblatte auf das Jahr 1856 anonym erschien. Es mag vielen bekannt sein, daß er der Verfasser ist: allein man kann es doch nur ganz zufällig erfahren. Viel Raum würde es nicht in Anspruch genommen haben, wenn anstatt des anonymen Verfassers irgendwo einmal der Titel der kleinen tüchtigen Vorarbeit angegeben wäre, zumal da dieselbe überhaupt viel benutzt, aber wenig citirt ist. Ich hätte sie namentlich da gern angeführt gesehen, wo Pertz eine ganz andere Darstellung giebt als Fransecky. Hier wäre sogar eine Polemik um so wünschenswerther, da letzterer immer sehr gewissenhaft seine Quellen angiebt, was von Pertz stets und immerdar nur in äußerst beschränktem Maße geschieht. Ich stelle mich in Zweifelsfällen alsdann lieber auf die Seite Franseckys, da ich ihn, nicht aber Pertz in allen Fällen controliren kann. Dieses auch namentlich in Beziehung auf die Jugendgeschichte, welche jetzt keineswegs, wie Pertz freilich in der Vorrede meint, abgethan und festgestellt ist. Fransecky, dessen Darstellung überhaupt nur bis 1806 geht, bietet hier viel reicheres, wenn auch nicht immer verarbeitetes Material. Auch flößt die Art und Weise, wie in dem Leben Gneisenaus recht häufig uns bekannte Quellen benutzt sind, nichts weniger als Vertrauen ein. Für positive Angaben würden oft keine Belege gegeben werden können, weil sie eben, wie sich aus einzelnen kleinen Beispielen auf den folgenden Blättern ergeben wird, nur auf einer flüchtigen Combination beruhen. Am zuverlässigsten ist die eigentliche Geschichtserzählung in den Abschnitten, welche über die Reformen im preußischen Staate nach der Katastrophe handeln. Die Bearbeitung der kriegerischen Begebenheiten möchte dagegen jetzt auch wohl die Familie Gneisenau überzeugen, daß „ein Nichtmilitär, der frei von aller Parteirücksicht einzig seiner Ueberzeugung folgen kann“, damit noch nicht im Stande ist gerechten Anforderungen zu entsprechen. Als Beispiel ließe sich etwa die Schlacht bei Jena anführen. Die meistens nach neuem wichtigem Material dargestellte Belagerung von Colberg ist freilich etwas besser gelungen, zeigt doch aber auch sehr empfindliche Mängel.

Am wenigsten läßt sich in dieser wichtigen Urkundensammlung

die Richtigkeit der Abdrücke controliren. Von vielen sind nur Bruchstücke gegeben, so daß zuweilen interessante, uns anderweit sachlich bekannte Stellen, die ganz unverfänglich sind, ausgelassen wurden. Wohlberechtigte Rücksichten auf die Familie oder deren Wünsche mögen sonst allerdings hier und dort zur Abkürzung geführt haben. Nicht ohne Bedauern muß man jedoch wahrnehmen, daß auch jetzt wieder manche Namen verschwiegen wurden, die von schlechtem Klang sein sollten, weil ihre Träger das Unglück des Staats in drangvoller Zeit zu egoistischen oder gar verwerflichen Zwecken auszunutzen suchten. Endlich hätte die Geschichte wohl ein Recht, die Namen dieser Schwachen und Elenden zu verzeichnen, über die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Stein u. a. in gleicher Weise klagen. Ich freue mich, daß hier wenigstens einige namhaft gemacht sind, die früher in Steins Leben noch in den betreffenden Briefen verschwiegen wurden, so z. B. S. 478. Meistentheils sind aber anstatt jener Namen auch jetzt noch nur Anfangsbuchstaben oder Gedankenstriche angegeben, z. B. S. 456, 457, 458, 615 u. a. Auch andere Lücken wollen mir nicht gefallen. So ist mehrfach bei Briefen das Datum weggelassen, was niemals zu billigen ist, z. B. 455, 459, 461, 463, 498, 500 u. s. w. Daß die Zeit in den Originalen, die vorgelegen, bemerkt, mag in den verzeichneten, leicht zu vermehrenden Fällen nicht zweifelhaft sein. Der zuletzt angeführte Brief ist z. B. von Blücher an den König. Häufiger noch als das Datum fehlt die Angabe des Absendungsortes, wofür ich nicht einmal Belegstellen anzuführen brauche. Bei Briefen wird mehrfach nicht angegeben, an wen sie gerichtet. Wunderbar ist, daß S. 453 beliebt wurde, das Datum in eine eigene Note am Ende des Bandes zu setzen. Daß aber auch sonst noch manches Schriftstück nicht ganz unverstümmelt wiedergegeben ist, ergiebt sich schon aus einer Vergleichung mit Fransecky; ich will nur an den Taufschein erinnern. Noch auf Flüchtigkeiten ähnlicher Art will ich aufmerksam machen, obwohl ich keineswegs Lust habe damit einige Seiten zu füllen, und hier auch auf die folgenden Noten verweisen kann. Schon in Glasers Jahrbüchern ist darauf hingewiesen, daß die S. 490 abgedruckte Cabinetsordre nicht vom 10. März, wie angegeben, sondern vom 10. Mai sein müsse. Auf S. 306 steht ein Brief vom 25. October 1807. Dann heißt es: „Wahrscheinlich am selbigen Tage“ u. s. w. Dazu ist sodann diese Note aufgenommen: „Wahr-

scheinlich, nur der Tag 28 ist sicher.“ Seite 550 ff. wird in nicht wörtlichem Auszuge eine Vollmacht Scharnhorsts veröffentlicht. Der Schluß dieser einfachen Wiedergabe lautet: „Zur Aushülfe in außerordentlichen Fällen ward Staatsrath Merkel bezeichnet; Massow.“ Ich glaube, daß dieser hergeschneite Herr Massow der Präsident von Schlesien war; was er hier aber bei der Vollmacht Scharnhorsts zu thun, vermag ich nicht zu sagen. Daß der Text der abgedruckten Briefe sonst richtig wiedergegeben, bezweifle ich nicht. Nur bei den Briefen eines Mannes ist dieses nicht der Fall. Mit besonderm Bedauern nenne ich Blücher. Andere Gesichtspunkte würden dabei maßgebend sein müssen, man sollte aber die Briefe des alten Blücher sammeln wie die unserer großen Dichter. Herz und Verstand würden sich erfreuen können an dieser Frische, an dieser gesunden Anschauung der Verhältnisse, an dieser edlen, uneigennützigen, hingebenden Vaterlandsliebe, die sich darin auf jeder Seite offenbaren würde. Es gehörte aber dazu, keinen Buchstaben in den Briefen anders zu geben als er geschrieben wurde, denn darin offenbart sich gerade der edle, feste, unverdorbene Kern in der rohen, ungeschliffenen Schaale des ungelenken Deutschlands im 18. Jahrhundert. Wie schade, daß Pertz, wenn er auch an dem Wortlaut weniger änderte, so doch mindestens all die lateinischen Buchstaben entfernte, welche die Zeilen Blüchers in bunter Mischung zieren. Ohne jedwede Andeutung und Erläuterung ist diese Aenderung vollzogen. Man braucht aber nur den Brief in Steins Leben III 593 aufzuschlagen, um diese Ungebühr einzusehen. In den Noten wurde nur ein Wort der abgeschwächten Texte angeführt: ormaeh, wofür nunmehr Armee in den Text aufgenommen ist. Letzterer ist hier, S. 288, ohne allen Zweifel fast Wort für Wort verbessert, d. h. entstellt. Gern hätte ich dagegen dem Herausgeber solche Monumentengenauigkeit erlassen, wie z. B. die gewissenhaft notirte Verbesserung in einer Denkschrift Gneisenaus: Heute für Heuke.

Gar mancherlei habe ich in den vorstehenden Bemerkungen zu rügen gehabt. Jedermann wird aber einsehen, daß die Forderungen, welche ich an das Werk gestellt, gar keine übertriebenen sind. Die Mängel, welche ich angedeutet, würden an jedem Buche scharf zu tadeln sein, um so mehr aber an einem Werke, für welches so ungemein reiche Materialien zur Verfügung gestellt wurden. Wem das Vertrauen

gezeigt und die Ehre zu Theil wird, die deutsche Nation mit so großen Schätzen bekannt zu machen und der Wissenschaft ein so neues und bedeutendes Material zuzuführen, der übernimmt damit auch große Verpflichtungen; mit Recht sind an ihn große Forderungen zu stellen. Daß die von mir gemachten Ausstellungen, auch da wo ich in dieser gedrängten Besprechung des gesammten Buches keine Belege gegeben habe, sehr wohl begründet sind, wird die hier folgende Skizze vom Leben Gneisenaus bis Ende des Jahres 1806 ausweisen. Ich bedauere, daß die Ausführung des Planes, in dieser Weise das ganze Buch von Pertz zu besprechen, wodurch denn auch ein Begriff von dem reichen Quellenzuwachs gegeben wäre, überhäufter Amtsgeschäfte wegen noch verschoben werden mußte. Wäre dieses nicht geschehen, würden diese einleitenden Bemerkungen ganz haben wegfallen dürfen. Ueberhaupt konnte ich mich nur deßhalb dazu entschließen, vorläufig das folgende Stück von einer nach größeren Dimensionen angelegten Arbeit zu veröffentlichen, weil ich gegen die Redaction dieser Zeitschrift mich früher zur baldigen Einsendung einer kritischen Besprechung des Lebens Gneisenaus verpflichtete, ohne bis jetzt dem nachkommen zu können.

In dem Kirchenbuch des Städtchens Schilda ist zum Jahre 1760 bemerkt: „August Wilhelm Antonius, ein Söhnlein Herrn August Wilhelm von Neithardt, bei der zur Reichs-Artillerie gehörigen Abtheilung bestellten Lieutenants und seiner Gemahlin Fr. . . . . ward den 27. October Vormittag geboren und ist gegen Abend sogleich getauft worden, im Hause.“ Als Testes werden zwei Officiere, die Frau Uhrmacher Wolf zu Torgau, der General-Amtseinnehmer Thomas und Jungfer Heunens zu Schilda genannt [1]).

Ob der Vater des Knaben bei dieser Taufhandlung anwesend war, mag sehr zweifelhaft sein, denn wahrscheinlich mußte er sich gerade in jenen Tagen der buntscheckigen Reichsarmee anschließen, die

---

1) Abgedruckt bei Fransecky S. 2. Die Inhaltsangabe bei Pertz S. 4 ist weder genau, es heißt z. B. Generalaccise einnehmer, noch vollständig, es fehlen z. B. die Namen von zwei Pathen.

sich eilend vor dem herannahenden Könige von Preußen gen Leipzig zurückzog. Er war aus einer alten österreichischen Familie entsprossen, die von dem zeitweiligen Besitz eines gleichnamigen Schlosses bei Efferding, neben ihrem Familiennamen Neithardt, auch den Namen Gneisenau[2]) zu führen pflegte. Der Lieutenant mag früher wohl in österreichischem Dienste gewesen sein: in Wien wenigstens sind ihm, wie wir hören, seine Familienpapiere verbrannt[3]). Zur Zeit der Geburt seines Sohnes wird der Artillerielieutenant in sächsischen Diensten gestanden haben[4]). Wie und wann er seine Frau kennen gelernt, ist uns völlig unbekannt[5]), ja wir kennen nicht einmal den Vornamen der Mutter unseres Helden. Aber über ihre Familie sind wir unterrichtet. Der Vater der jungen Frau war aus keinem vornehmen Geschlecht, denn er wurde im Juli 1689 im würzburgschen Dorfe Höpfingen von einer Bauernfrau geboren, deren Bildniß noch heute, neben dem ihres Sohnes und von dessen Frau, Dorothea Ottilia

---

2) Ueber die Schreibung dieses Namens hat Pertz zwar zweimal, in der Note 25 S. 627 und etwas vollständiger, sonst aber wörtlich gleich, S. 21 gehandelt, allein seine Nachrichten müssen aus Fransecky S. 6 ergänzt werden.

3) Pertz S. 20.

4) Pertz sagt es, ohne seine Gründe anzugeben, ganz bestimmt. Ich vermuthe er hat es, und zwar mit Recht, aus der Fassung der oben mitgetheilten Notiz des Kirchenbuchs der sächsischen Stadt geschlossen.

5) Pertz sagt mit Bestimmtheit, Neithardt sei im Spätherbst 1759 in Würzburg eingetroffen. Ich muß sehr bezweifeln, daß ihm hierfür eine positive Nachricht zur Verfügung stand. Wenn Neithardt in sächsischen Diensten war, so ist er zu der angegebenen Zeit ganz gewiß nicht, wie Pertz angiebt, in dienstlicher Eigenschaft nach Würzburg gekommen, denn damals wurden gerade sehr ausgedehnte Verhandlungen darüber gepflogen, ob der Bischof zwei sächsische Bataillone in seine Stadt aufnehmen solle oder nicht. Dieselben zogen sich auch noch durch einen großen Theil des folgenden Jahres; vgl. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen zur Geschichte des 7jährig. Krieges II 285 ff. — Einige unsichere Nachrichten über die Anknüpfung der Bekanntschaft der Eltern Gneisenaus bei Fransecky S. 6. — — Ich vermuthe, daß dieselben schon länger mit einander bekannt und verheirathet waren. Es sprechen dafür die Zeit der Geburt des Knaben und die freundschaftlichen Verhältnisse in Schilda und Torgau. Wäre die Frau eines armen Lieutenants nur nach

geb. Hegewald, in Würzburg aufbewahrt wird[6]). Müller, denn so hieß der Großvater Gneisenaus, wurde Soldat; trieb sich als solcher zuerst in Deutschland, Italien, Spanien und Ungarn herum, bis er schließlich doch wieder in seine Heimath zurückkehrte und hier bischöflicher Oberstlieutenant und Vorsteher der Ingenieur-Akademie wurde. Er war auch Baumeister und Lehrer an der Universität, so daß er sich in sehr günstigen Glücksumständen befand[7]). Kein Wunder daher, daß es ihm und seiner ganzen Familie, die streng katholisch war, „zum großen Verdruß gereichte, als die älteste Tochter aus zweiter Ehe einen Artillerielieutenant, einen Protestanten ohne Vermögen" heirathete[8]). Die Tochter aber entsagte lieber der väterlichen Familie als daß sie es aufgegeben hätte, dem Manne ihres Herzens zu folgen. Und doch mochte sie wissen, daß ein hartes Loos ihrer wartete. Zunächst scheint sie die Gefahr der kriegerischen Zeitläufe mit ihrem Gemahl getheilt zu haben, bis sie in Schilda Ruhe für ihr nahes Wochenbett suchte. Allein ihr Kind war erst sieben Tage alt, als der Preußenkönig die Schlacht bei Torgau gewann und dadurch die Reichstruppen in der Nachbarschaft mit all ihrem Anhang zwang, vor ihm in eiliger Flucht Sicherheit zu suchen. Auch von Schilda entfloh alles voller Schrecken. Es wird erzählt[9]), Gneisenaus Mutter

---

ersterem Orte gekommen, um ihre nahe Entbindung abzuwarten, so ließe sich schwerlich erklären, weßhalb man daselbst auch später so viel Antheil an dem Knaben genommen, ihn so früh französisch lernen ließ und über seine Familienverhältnisse unterrichtet gewesen. In Schilda wird sogar noch Haus und Zimmer gezeigt, in dem Gneisenau geboren; Fransecky S. 4. Pertz hat es nur erwähnt in den G. G. Anzeigen 1865 S. 83.

6) Die Sammlungen des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg zu Würzburg II 17 ff. Hiernach sind Fransecky S. 5 und Pertz S. 625 Note 1 zu ergänzen.

7) Pertz S. 8 u. 625 ff. ist hier aus Fransecky S. 5 ff. zu vervollständigen.

8) Die bezeichneten Worte sind dem Briefe an die Gräfin Rheden entnommen, dessen Bruchstücke bei Fransecky und Pertz sich ergänzen.

9) Die von Fransecky S. 4 gesammelten mündlichen Nachrichten sind von Pertz nur zum Theil wiedergegeben.

sei erst ermahnt, sie möge sich doch den Gefahren der Reise nicht aussetzen, die kranke Frau habe aber trotzdem einen Wagen bestiegen, um den Preußen zu entgehen. Der Wagen soll auf dem nächtlichen Marsche zerbrochen und die Wöchnerin dann zu anderen Kranken auf einen Bauernwagen gelegt sein. Hier verlor sie die Besinnung und es entglitt ihr das theuerste, was sie hatte, ihr Kind. Wer weiß, was aus dem preußischen Staate, aus Deutschland geworden, wenn ein Grenadier das Knäblein nicht gefunden und folgenden Tages der verzweifelnden Mutter zurückgebracht hätte! Von dieser aber erzählte später der Feldmarschall: „sie hat sich nie von den Beschwerden der Reise und dem Schreck, mich verloren zu haben, erholen können, und ist nicht lange darauf gestorben.“

Da stand denn also der arme Knabe ganz allein. Der Vater kehrte freilich noch zurück, brachte ihn in Schilda unter, hinterließ aber, sind wir recht berichtet, nur siebzehn schlechte Groschen, den Knaben zu verpflegen und zu beköstigen. In Schilda verlebte hierauf Gneisenau seine frühesten Jugendjahre. Er empfieng den ersten, sogar französischen Unterricht, trieb sich munter im Felde und auf der Weide, wo er Gänse oder Puter hütete, wohl ohne Sohlen unter den Schuhen, aber in guter Gesundheit herum und wäre vielleicht ganz verkommen in dem kleinen Städtchen, wenn er nicht von seinen Pflegeeltern einst hart behandelt worden, wodurch ein mitleidiger Schneider bewogen wurde, dem Großvater Müller vorzustellen, in welch übler Lage sein Enkelkind sich befinde. Aus Müllers Herzen war jedoch der Groll gewichen. Er sandte eine schöne Equipage das Kind seiner Tochter abzuholen. Ein Bedienter mußte dessen Schulden für den französischen Unterricht [10]) und auch wohl sonst noch hier und da einen kleinen Posten bezahlen, und dann gieng es durch die lachenden Thäler Thüringens nach Würzburg.

Nun begann ein neues Leben. Im großväterlichen Hause gieng es hoch her, und es fehlte nicht an geistiger Anregung, die besonders den Geschwistern der Mutter Gneisenaus [11]), daneben auch zwei Geist-

---

10) Pertz S. 625, ohne Angabe der Quelle.

11) Die Nachrichten über dieselben bei Pertz S. 7 u. 625 Anfang der Note 5 sind dem Briefe an die Gräfin Rheden entnommen; vgl. Fransecky

lichen zu verdanken war, die viel mit der müllerschen Familie verkehrten. Durch einen von diesen, den Professor Herwig, wurde der Knabe zuerst mit Werken des Alterthums, wenn auch in deutscher Uebersetzung bekannt, und der Eindruck davon war so stark, daß Gneisenau noch nach vielen, vielen Jahren schrieb: „von daher stammt meine Liebe zu literarischer Beschäftigung.“ Vielleicht hat diese mehr freie Bethätigung, verbunden mit den Einflüssen der üppigen Natur, von der später der Mann gleichfalls mit Entzücken sprach, mehr dazu beigetragen, den Geist des Knaben zur Entwickelung zu bringen, als die Jesuitenschule, in welche ihn der Großvater schickte. Der geistig dürftige Unterricht und die Schmähung der lutherischen Lehre, die er hier zu erleiden, waren unserm Helden noch ein Jahr vor seinem Tode in frischer, nicht angenehmer Erinnerung. Dahingegen gedachte er in vorgerückten Jahren mit Vergnügen, wie er einst unwürdig gefunden wurde „Chorbruder zu werden“, und wie er von einem stets heitern Jesuiten ermahnt worden, schöner zu schreiben. Es werden sich die guten und üblen Einflüsse auf die Entwickelung Gneisenaus in Würzburg durchkreuzt haben, um schließlich später den großen Mann aus ihm hervorgehen zu lassen.

Doch sollte dieses Leben, von dem wir weder die Zeit des Anfanges [12]), noch des Endes kennen, nicht lange dauern. Der Großvater starb am 18. Februar 1772, und damit scheint seinem Enkel eine trübe Zukunft eröffnet zu sein [13]). Wir wissen nicht, ob er noch länger in der bischöflichen Residenz geblieben, oder ob er sich schon bald nach Erfurt gewandt [14]). Doch wird letzteres anzunehmen sein.

S. 5. Nur bei den Stellen, welche Fransecky nicht angeführt, hat Pertz hervorgehoben, daß hier jener Brief Quelle ist.

12) Pertz sagt zwar S. 6 bestimmt, Gneisenau sei 1769 von Schilda abgeholt. Allein er giebt seine Quelle nicht an, und ich glaube es nicht recht. Gneisenau erwähnt später, Pertz S. 10, er sei neunjährig gewesen, als jene Prüfung zum Chorschüler vorgenommen. Sollte das aber gleich im Anfang des würzburger Aufenthaltes gewesen sein?

13) Todesjahr und Tag fehlen bei Pertz. Die Notizen S. 12 sind gleichfalls dem Briefe an die Gräfin Rheden entnommen.

14) Dieses ist offenbar aus Pertz S. 12 zu schließen, allein es ist ohne Zweifel falsch, wenn er den zwölfjährigen Gneisenau sofort zur Universität

In Erfurt traf der Knabe wieder mit seinem Vater zusammen. Dieser war lange „auf Abenteuern in der Welt umhergeirrt“ 15), war dann als „Bautechniker“ nach Erfurt gekommen und wurde hier von der mainzischen Regierung „bei Fortifications-, Raths- und Regierungsbauten beschäftigt.“ Er galt für einen ehemaligen „österreichischen Ingenieur-Hauptmann“ 16). Nach dem Tode der ersten Frau hatte sich Neithardt bald mit einer zweiten „von geringem Stande“ 17) vermählt, die den Stiefsohn nun schlecht behandelt und ihn gegen die eigenen Kinder 18) zurückgesetzt haben soll. Im väterlichen Hause fand daher Gneisenau nur wenig Freude, und die Erinnerung daran ist ihm später niemals eine heitere gewesen. Wohl aber knüpfte er durch den Schulunterricht Verbindungen an, die ihm für das ganze Leben werth und theuer waren. Zuerst wurde er in die sogenannte Kaufmannsschule, später auf das Rathsgymnasium geschickt. Hier that er sich namentlich durch seinen Eifer für mathematische Studien und durch Zeichnungen hervor, von denen ein schöner Plan einst bei einer öffentlichen Prüfung den Beifall und die Anerkennung des mainzischen Statt-

---

abgehen läßt. Durch das Verschweigen vom Todestage des Großvaters ist hier eine unglaubliche Verwirrung entstanden.

15) Fransecky S. 8 nach Aeußerungen Gneisenaus.

16) So Fransecky S. 12. Pertz schreibt, jedoch ohne Quellenangabe, der Vater sei später in österreichische Dienste getreten und habe diese als Oberlieutenant verlassen.

17) So Fransecky S. 8. Es scheint ihm nach S. 19 hier eine Mittheilung Sieglings vorgelegen zu haben. Pertz sagt S. 13 die zweite Frau sei „sehr wohlhabend“ gewesen. Da die Quellenangabe fehlt und die dürftigen Umstände der Familie für die ältere Nachricht sprechen, so bin ich dieser gefolgt.

18) Wie viele deren gewesen, ist mir zweifelhaft. Fransecky sagt S. 8 vorsichtig: „man weiß bestimmt von zwei Knaben und einem Mädchen“; Pertz mit Gewißheit S. 13: „drei Söhne und zwei Töchter.“ Für letzteres spricht, daß Pertz S. 36 berichtet, der Vater habe 1785 von „einer Familie von acht Personen“ gesprochen; auch wird S. 66 eine Schwester Namens Sophie erwähnt, die Fransecky nicht gekannt. Dagegen ist in allen Briefen des ältern Sohnes stets nur von den „beiden Brüdern“ die Rede. — Die Nachrichten, welche Fransecky S. 12 ff. sonst noch über das Verhältniß Gneisenaus zu seinem Vater gesammelt, sind von Pertz übergangen.

halters, des Coadjutors Freiherrn von Dalberg fand [19]). Unterstützt wurde des Jünglings Streben durch Privatunterricht des Professors Siegling, der uns von allen, die ihm nahe gestanden, als ein sehr ehrwürdiger Herr geschildert wird. Mit dessen Sohne, seinem Altersgenossen, Johann Blasius Siegling, schloß Gneisenau einen engen Freundschaftsbund, der nicht nur durch die gemeinsamen Studien, sondern auch durch Wanderungen und Schwärmereien der Jugend festgekettet wurde. Das Verhältniß ist ein noch innigeres geworden, als der junge Neithardt, nachdem sein Vater Erfurt verlassen [20]), ganz in das sieglingsche Haus zog, in dem er auch noch später als Student längere Zeit blieb. Es war am 1. October 1777, als Antonius Neithardt, Torgaviensis, sich als stud. phil. auf der Universität Erfurt immatriculiren ließ [21]). Neckereien zu entgehen, wird die Angabe von Schilda als Geburtsort von dem Studenten wohl vermieden sein [22]).

Es nahm nun für den jungen Neithardt ein munteres Leben seinen Anfang, welches ohne Zweifel einen sehr großen Einfluß auf seine Charakterbildung ausgeübt hat. Die Universität Erfurt war freilich gerade nicht in blühendem Zustande, allein an vielfacher geistiger Anregung wird es doch nicht gefehlt haben, denn hier scheint in der That der Grund zu der hohen Bildung gelegt zu sein, in deren Be-

---

19) Pertz S. 15. Die anderen Nachrichten bei Fransecky S. 13. Pertz läßt Gneisenau gleich als Student nach Erfurt gehen (s. Note 4), allein dem widersprechen die Einzelheiten bei Fransecky und diese öffentliche Prüfung. Vielleicht stützt sich Pertz allerdings schon hier auf den von ihm in Note 17 citirten Brief Gneisenaus an seine Frau vom 8. Mai 1803. Derselbe ist S. 82 leider mit Weglassung der Stelle abgedruckt, die sich nach jener Note auf das Leben in Erfurt bezieht.

20) Hier folge ich Fransecky S. 13. Nach Pertz, der diese Nachrichten übergangen, blieb Gneisenaus Vater bis 1784 in Erfurt, um sich alsdann direct nach Breslau zu begeben. Daß er auf dieser Reise nicht, wie Pertz, es selbst bezweifelnd, S. 36 erzählt, seinen Sohn an der Officierstafel in Löwenberg getroffen, ergiebt sich schon daraus, daß derselbe hier erst 1786 seine Garnison erhalten hat.

21) Die isolirte Notiz Pertz S. 12 und Note 13 ist für Fransecky, s. S. 10, dem Immatriculationsbuche entnommen.

22) So Fransecky, dem Pertz gefolgt.

sitz wir später, nachdem Selbststudium die Lücken ausgefüllt, Gneisenau antreffen. Auch die äußern Verhältnisse begünstigten ihn jetzt. Vom Großvater hatte der junge Student ein kleines Kapital geerbt, welches ihm in dieser Zeit ausgezahlt zu sein scheint und ihn so in den Stand setzte, sich viele Genüsse des Lebens zu verschaffen. Er nahm regen Antheil an geselligem Verkehr und durchstreifte, wie früher zu Fuß, jetzt auf einem kleinen Pferde reitend, das er sich hielt, die nächste Umgegend. In vollen Zügen genoß er das studentische Leben. Doch brachte dieses auch viele Gefahren mit sich. Der Greis hat spät noch darüber geklagt, daß der Jüngling das großväterliche Vermögen verschwendet und dann in die peinlichsten Verlegenheiten gerathen sei; auch von Verirrungen hören wir, und daß die Errettung aus ihnen wie ein Wunder erscheine [23]). Ein letzter Halt mochte Gneisenau entschwinden, als er das sieglingsche Haus verlassen mußte, weil die Eltern seine Beziehungen zu ihrer Tochter, die sich darüber zu Tode grämte, nicht leiden wollten [24]). Wilde Raufereien scheinen dann noch eine Zeitlang die beste Jugendkraft in Anspruch genommen zu haben: bis Geldmangel endlich zwang, das tolle Treiben, das aber gewiß vortrefflich geeignet war, einige neue Seiten des Lebens kennen zu lernen, auch dem Geiste Frische und Beweglichkeit zu geben, durch festen Entschluß zu beendigen [25]).

Was nun beginnen? Was war erlernt? Militärische Mathematik bezeichnet später Gneisenau als den Gegenstand, der ihn auf der Universität am meisten beschäftigte. Es ist aber schwerlich zu glauben, daß er durch akademische Studien sich gründlich für den Soldatenstand hat vorbereiten wollen, eher möchte anzunehmen sein, daß er bezweckte, sich auf der Universität Erfurt zum Lehrfach, wie der jüngere Siegling, oder zum Architekten, wie sein Vater war, auszubilden. Nun war es freilich überhaupt vorbei mit dem Studiren, und der flotte Student mußte sich nothgedrungen zu einer Laufbahn

---

23) Der von Pertz Note 23 citirte Brief an Graf Gröben vom 10. Nov. 1829 ist, wie sich aus Fransecky S. 15 ergiebt, für den ganzen Aufenthalt als Student in Erfurt Quelle.

24) Fransecky S. 18.

25) Pertz S. 17, ohne Quellenangabe.

entschließen, die ihm bald Mittel zur Existenz verschaffen konnte. Dem Studium entsagte er gezwungen; aus Noth, so hören wir, wurde er Soldat. Es mag das etwa Anfang 1779 geschehen sein.

Alten Verträgen zufolge lagen in einer der beiden Citadellen Erfurts österreichische Truppen als Besatzung. Vielleicht war dieses die äußere Veranlassung, weßhalb Neithardt zunächst in der k. k. Armee Dienst nahm. Er trug aber die kaiserliche Husarenuniform sehr kurze Zeit, denn später hat er in die Listen der geheimen Kriegskanzlei in Berlin nur „eine einjährige österreichische Dienstzeit" einzeichnen lassen[26]). Leichtsinnige Händel, die ihn von Erfurt vertrieben, veranlaßten auch den von sagenhaften Erzählungen umsponnenen Austritt aus den neuen Verhältnissen, um Neithardt in der ansbach-bayreuthischen Armee zuerst unter die Befehle eines Zollern zu stellen. Aus dem Cadetten wurde hier am 4. März 1782 der „Unterlieutenant August Wilhelm Neithardt von Gneisenau." Und bald erfüllten sich dann auch noch andere Wünsche des jungen, feurigen Mannes. Im folgenden Monat mußten schon die Truppen, denen er angehörte, aufbrechen, um sich nach Amerika einschiffen zu lassen, hier für die Engländer, doch auch für ihren Ruhm und die Ausbildung der Officiere zu kämpfen. Gneisenaus Heeresabtheilung war nicht vom Glücke begünstigt. Die Engländer verwandten auf die Führung des Krieges schon weniger Energie, und so kamen die frischen Truppen nicht einmal mehr recht ins Gefecht. Nach Jahresfrist wurden sie ganz wieder heimgeschickt. Die ungewohnten Verhältnisse sind dem 24jährigen Lieutenant aber eine neue, sehr ernste und heilsame Schule des Lebens gewesen. Schon die Umgebung wird es mit sich gebracht haben, daß die Muße nicht mehr, wie früher, zu tollen, jugendlichen Streichen, vielmehr zu angestrengter geistiger Thätigkeit verwandt wurde, die dem Feldmarschall noch in angenehmer Erinnerung war. Und welche Fülle menschlicher Zustände wie auch Erscheinungen der Natur lernte Gneisenau durch diese Reise nach Amerika kennen! Die reiche Ent-

---

26) Fransecky S. 20. Diese Notiz ist unsere einzige sichere Nachricht über den österreichischen Kriegsdienst, weßhalb es um so mehr zu verwundern ist, daß sie von Pertz unberücksichtigt blieb.

faltung seiner geistigen Anlagen scheint mit dieser Zeit reicher und mannigfaltiger Eindrücke begonnen zu haben.

Am Ende des Jahres 1783 kehrten die markgräflichen Truppen zurück. Gneisenau erhielt, nachdem er von den Jägern zur Infanterie übergetreten, seine Garnison in Bayreuth, wo wir ihn nun einige Jahre hindurch mit Studien beschäftigt und im Genuß eines angenehmen Umganges mit dem Cameraden von Waldenfels und dem sinnigen Kreise der Frau Minister von Trützschler finden. Neue Verbindungen, die sich später in drangvoller Zeit sogar bis an den Abend des Lebens bewährten, wurden hier angeknüpft. Nichts aber kann besser die große Umänderung bezeichnen, welche durch die Ereignisse der letzten Jahre mit dem Charakter und dem Geiste Gneisenaus vorgegangen, als daß er sich jetzt, trotz dieser angenehmen äußeren Verhältnisse, von Bayreuth fortwünschte: weil ihm die kleinlichen Verhältnisse des Dienstes hier nicht gefielen. Er entschloß sich, in die preußische Armee einzutreten [27]). Am 4. November 1785 sprach der Lieutenant Neithardt von Gneisenau diesen Wunsch in einem Schreiben an Friedrich den Großen aus, und schon am 18. Februar 1786 konnte er dem greisen Heldenkönige seinen „ehrfurchtsvollen Dank für die Gewährung der allerunterthänigsten Bitte“ darbringen [28]).

Ein ganz neuer Gesichtskreis begann sich nun zu erschließen. Der Premierlieutenant hatte sich zuerst längere Zeit in Potsdam aufzuhalten, lernte hier manchen ausgezeichneten Officier kennen und schwelgte in dem stolzen Selbstgefühl, diesen „mächtigen Legionen Preußens“ anzugehören, deren Manöver seine dichterische Gluth entflammten. „Den Anblick kann die Sonne kaum ertragen“ meint er von den kriegerischen Reihen, die ihres „Feldherrn Wink“ gewärtig waren, und begeistert durch die Präcision der tactischen Bewegungen ruft er aus:

---

27) Ueber seine Gründe hat er in einem Briefe von 1789 an seinen Vater und vom 24. Febr. 1807 an Bronikowsky gesprochen, wie sich aus Pertz ergiebt. Leider sind beide Briefe nicht abgedruckt.

28) Pertz beruft sich auch für dieses Schreiben auf den erwähnten Brief an Bronikowsky, es steht aber wörtlich, nach dem, wohl vom Könige selbst dick durchstrichenen Originale bei Fransecky S. 37. Gegen diesen ist die Erörterung von Pertz in der Note 33 gerichtet.

Ihr aber, die ihr fernher zu uns kamet,
Zu sehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wohl ganz dieß wunderbare Schauspiel nach?

Doch nahm dieses Leben bald ein Ende, und Gneisenau machte die Erfahrung, daß auch in Preußen das Garnisonleben nicht zu vermeiden war. Schon im August 1786 mußte er nach Schlesien zu einem sogenannten Freiregiment abgehen, und im folgenden Jahre erhielt sein Füsilierbataillon[29]) in dem Städtchen Löwenberg Standquartier, in dem es nun manches Jahr ausharren mußte. Doch wird dem jungen Officier selbst hier wohl ein großer Unterschied zwischen seinen früheren und jetzigen dienstlichen Verhältnissen bemerklich gewesen sein. Eine neue Organisation und die Ausbildung der Truppen geschah nach einem Plane, der im Zusammenhang mit dem ganzen Wesen der großen Armee stand, und wenn hierin schon viele Anregung lag, so werden die neuen Verhältnisse, vor allem der stramme soldatische Geist, der getragen war von dem Bewußtsein des starken Staates, die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des frühern Dienstes klar beleuchtet und dem Soldaten jene Berufsfreudigkeit gegeben haben, die sich von jetzt an häufig in Gedichten und Briefen findet.

Bald sehen wir Gneisenau auch geliebt, geachtet und im Vertrauen bei seinen Cameraden, bei Gutsbesitzern der Umgegend und bei allen, die ihm nahe gekommen. Obwohl er sich, um Schulden aus früherer Zeit zu bezahlen, sehr einschränken mußte[30]), wurde er doch auserlesen, um ein Liebhabertheater der Officiere zu dirigiren, oder einst auch, um die einjährige Jahresfeier der Ankunft des neuen Bataillonscommandanten, seines besondern Gönners, durch einige Verse zu feiern; dieselben gehören gerade nicht zu seinen besten, allein es mochte doch aus Herzensgrunde gesprochen sein, wenn er rühmte:

Wer trug verdienter seines Königs Gnade,
Als unser Friedrich Forcade?

---

29) S. über dasselbe Fransecky S. 42, der vollständiger ist als Pertz, welcher ihm sonst, auch hier ohne Citat, folgt.

30) Die Nachrichten des Conditors Berner hat Pertz S. 34 aus Fransecky S. 47 ff. genommen, doch sind sie hier vollständiger.

Andere poetische Ergüsse aus dieser Zeit des Garnisonlebens sind gelungener; er hat uns darin seine innersten Gefühle geoffenbart, und mit Freuden erkennt man den edlen, uneigennützigen Helden, der jetzt schon in jungen Jahren so warm das Lob der Redlichkeit und Freundschaft verkünden konnte, das er selbst später in so hohem Grade an der Seite des alten Blücher verdiente; auch der politischen Zeitereignisse bemächtigte sich seine Muße; er hat in einem gar nicht üblen Gedichte die Absetzung König Ludwigs und die traurigen Zustände in Frankreich beklagt. Hauptsächlich wurde jedoch Gneisenaus Zeit, sofern der mit Lust und Eifer versehene Dienst es erlaubte, durch emsige militärische Studien ausgefüllt, die ihm alsbald den ehrenvollen Auftrag verschafften, den jüngeren Officieren Vorträge über Kriegswissenschaften zu halten. Als der Krieg gegen die Revolution ausbrach, hat er sorgsam die strategischen Bewegungen beachtet, und noch jetzt sind von ihm verfertigte Aufsätze vorhanden, in denen er hervorragende kriegerische Ereignisse damaliger Zeit einer kritischen Prüfung unterzogen [31]). So floß ihm das Leben hin, unter Entsagung und Anerkennung, Mühe und Fleiß und Befriedigung.

Auch als guter Sohn hat sich Gneisenau in dieser Zeit bewährt. Sein Vater hätte ihm sonst ziemlich fremd sein müssen, wenn nicht die kindliche Ehrerbietung die Verbindung aufrecht erhalten. Von Amerika aus schrieb er dem Vater häufiger, und seit 1788 sind noch manche seiner Briefe aufbewahrt. Noch immer irrte der alte Neithardt umher. Im Jahre 1784 hatte er sich nach Breslau gewandt, fand jedoch hier in Schlesien, wie auch später in Halberstadt nur ein kärglich Brod, obwohl seine beiden jüngern Söhne heranwuchsen und des Vaters Unterstützung in Anspruch nahmen. Der älteste Sohn bemühte sich mit großer Aufopferung die Peinlichkeit der Lage zu bessern. Mit Recht war er besorgt, daß der Charakter der Brüder nicht richtig ausge-

---

31) Von der Entwickelung der Feldherrngaben Gneisenaus wissen wir sehr wenig. Um so mehr beklage ich, daß Pertz aus diesen Aufsätzen nicht wenigstens einiges mitgetheilt hat. Wie interessant würde die Vergleichung mit den gleichzeitigen Arbeiten des freilich mehr begünstigten Scharnhorst sein! — Ergiebt sich vielleicht aus den Aufsätzen auch etwas über die Reise Gneisenaus an den Rhein im Winter 92—93, von der Fransecky S. 50 berichtet?

bildet werden möchte, und da hat er wiederholt den Vater in rührenden Briefen fast beschworen, den jüngern Söhnen vorzustellen, „daß die Ehre das einzige Gut sei, das sie haben, daß sie ihnen lieber als etliche Jahre eines nichtsnutzigen Lebens sein müsse.“ Zugleich bemühte er sich beiden Officierstellen zu verschaffen und dem Vater die Equipirung zu erleichtern. Neue Sorgen kamen, als dieser von einer Stelle auf die andere geschoben wurde und dann doch nirgends ein gutes Auskommen fand. „Die wehmüthigen Klagen des alten Vaters“ bewogen den Sohn sich mehrfach für ihn bei dem Minister zu verwenden, was im Jahre 1798 auch die Beförderung jenes zum Bauinspector in Oppeln zur Folge hatte. In hohem Alter, und nachdem er mit Mühe auch seine jüngern Söhne als Officiere im preußischen Dienst ausgestattet, ist Gneisenaus Vater hier im Jahre 1804 gestorben [32]).

Das stille Garnisonleben in Löwenberg, wo Gneisenau auch blieb, nachdem er am 25. Juni 1790 Stabscapitän geworden [33]), wurde aber endlich auch durch die Wogen der stürmischen Zeit ergriffen. Im Herbst 1793 brach das Füsilierbataillon auf, um die preußischen Pläne in Polen durchführen zu helfen. Die Aufgabe bot für die Abtheilung, bei der Gneisenau stand, nur die Unannehmlichkeiten, nicht auch die Erfrischung des Krieges. In den schlechten Quartieren wurden die Ungunst der Witterung und ihre üblen Folgen, verheerende Krankheiten, Verlust der Bagage u. a., doppelt schwer empfunden [34]), und der traurige Zustand des Landes vermochte dagegen nur geringe geistige Anregung zu geben. Doch hat Gneisenau mit Aufmerksamkeit die Entwickelung der politischen Dinge verfolgt und auch dem Vater darüber geschrieben [35]). Er sah sehr wohl ein, daß Verträge der unglücklichen polnischen Nation nichts mehr helfen würden, da deren Giltigkeit doch

32) Ueber das weitere Schicksal der Geschwister Gneisenaus s. Fransecky S. 58. Bei Pertz findet sich nichts darüber.

33) Fransecky S. 48. Pertz läßt das Datum aus.

34) Die Nachrichten bei Pertz S. 48 sind, nach Fransecky S. 52, einer Kaiser Alexander 1812 überreichten Denkschrift entnommen.

35) Wie sehr bedauere ich auch hier bei Pertz S. 47 nur einen ganz dürftigen Auszug zu finden.

stets nur von einer guten Armee abhängig wäre. Mit scharfem klarem Geiste, weit entfernt von allen Gefühlsunklarheiten, sah er bereits jetzt politische Zustände an. So schrieb er auch von hier aus dem Vater: „Dem Staate kommt es nur darauf an, von den Fähigkeiten seiner Bürger Nutzen zu ziehen, ohne sich um deren Charakter inquisitorisch zu bekümmern. Für grobe Uebertretungen sind Gesetze, für minder wichtige die öffentliche Meinung.“ Vielleicht haben gerade die sorgsam beachteten, so heillosen Zustände in Polen nicht wenig dazu beigetragen, Gneisenau den scharfen politischen Blick, die große politische Objectivität zu verschaffen, deren Besitz später, in entscheidungsvoller Zeit, wohl eine seiner größten Eigenschaften war.

Endlich brachte der Herbst 1795 Erlösung aus diesem polnischen Jammer. Gneisenau wurde gleichzeitig am 17. November zum wirklichen Capitän ernannt und als solcher nach Jauer zum Bataillon Rabenau versetzt. So war er dann endlich in eine bessere pecuniäre Lage gekommen[36]), die ihm, außer der Abtragung der so drückend empfundenen Schulden, auch die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichte. Bald nach seiner Ankunft in dem schlesischen Städtchen hatte er dem Fräulein Karoline von Kottwitz die unglückliche Botschaft zu hinterbringen, daß ihr Verlobter, sein Camerad und naher Freund, in einem Zweikampf geblieben sei. Ihre tiefe Trauer rührte sein Herz. Er kehrte nun mehrfach in Wolmsdorf, bei der Mutter der armen Braut, der verwittweten Majorin von Prittwitz-Gaffron[37]) ein: die beiden Herzen fanden sich, und bald waren Karoline von Kottwitz und der Capitain Neithardt von Gneisenau Braut und Bräutigam. Am 19. October 1796 aber wurde bereits die Hochzeit gefeiert.

Es begann nun ein Familienleben, dessen tiefe Innigkeit sich in zahlreichen Briefen ausgesprochen hat, wenn die beiden Gatten auf kurze Zeit getrennt waren. Diese Tage, welche der herrliche, gemüthsreiche Mann in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung ohne sein „innigst geliebtes, angebetetes Weib“ zubringen mußte, scheinen ihm sonst die qualvollsten in seinem vielbewegten Leben gewesen zu sein. Daheim waren ihm dann die Räume verödet, und auch die Fort-

---

36) S. darüber die näheren Angaben bei Fransecky S. 55.
37) Die Bezeichnung der Linie nur bei Fransecky S. 57.

setzung des persönlichen Verkehrs mit seiner Schwiegermutter, zu der er stets in den besten Beziehungen stand, vermochte ihn nicht zu trösten. War Gneisenau aber mit seiner Frau vereinigt, so genoß er eine, bald auch durch Nachkommenschaft erhöhte, so glückliche Häuslichkeit, wie sie nur wenigen beschieden sein mag. Hier vergaß er die vielen Widerwärtigkeiten des nicht immer angenehmen Dienstes und ruhete sich aus von den Studien, die sonst seine Mußestunden vor wie nach ausfüllten. Mehrere Jahre sind auf solche Weise in glücklicher Zufriedenheit verlaufen. Badereisen, auch Manöver und andere dienstliche Angelegenheiten trennten zuweilen die Gatten: das Wiedersehen war dann um so herzlicher, je länger die Trennung gewährt. Daheim aber hat Gneisenau fleißig fortgearbeitet, hat Abhandlungen über die hervorragendsten politischen und militärischen Ereignisse geschrieben, Studien über taktische und strategische Gegenstände, über Mathematik und neuere Sprachen gemacht, ja sich sogar, wenn auch nur vorübergehend, mit Musik beschäftigt, obwohl nach jenem mißlungenen Versuch Chorschüler zu werden, nie Sorgfalt darauf verwandt, war seine musikalischen Anlagen zur Entwickelung zu bringen [38]).

Auch die öffentlichen Angelegenheiten Preußens haben Gneisenau in dieser Zeit beschäftigt. Es finden sich gelegentliche, freilich unerhebliche Notizen über dessen politische Lage. Wie er über die innern Zustände dachte, ersehen wir aus einem sehr wohlgelungenen Gedichte, welches er im Sommer 1801 verfaßt haben wird. Dasselbe, in dem wir allein französische Redensarten treffen, bezieht sich auf das von Hans von Held anonym veröffentlichte Schriftchen „die wahren Jacobiner im preußischen Staate oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrüglerischen Dienstführung zweyer preußischer Staatsminister. 1801, Ueberall und Nirgends.“ Die beiden Minister sind Hoym und Goldbeck, und das nach dem Einbande unter dem Namen „das schwarze Buch“ bekannte Werkchen enthält Actenstücke über einen schmutzigen Güterhandel im Posenschen. Der Verfasser hatte seine Kühnheit mit hartem Gefängniß zu büßen. Gneisenaus Muße ergieng

---

38) Ueber diese geistige Beschäftigung hat Pertz zwar reiches Material gehabt, allein Fransecky S 68 bietet doch bei weitem mehr.

sich über dieses Geschick in bitterm Spott. Hier einige Verse; der erste lautet:

Wie kannst du, Held, so wider Stachel lecken,
Feind deines eignen Wohlbehagens sein?
Vielgültger Großbeamten Haß erwecken,
Ganz unbegreiflich dich zum Opfer weihn?

Dann wird höhnend darauf hingewiesen, daß man „den Größen huldigen müsse und mit den Mächtigen Streit zu vermeiden habe."

Du könntest deine Dichtergaben nützen,
Ein Hoym, ein Goldbeck sind den Musen hold;
Als deine Mäzenaten würden sie dich schützen
Und statt der Hausvogtei wär dein ein Haufen Gold.

Der Spott gipfelt sich in den Versen:

Warum schreibst du nicht ein Theaterblättchen,
Nicht über Fichte, Schlegel, Doktor Reich,
Kuhpocken und Berliner Freudenmädchen?
So was bringt Honorar und Ruhm zugleich.

Man darf von dir nur wenig Zeilen lesen,
So schaudert man erstaunt zurück und flieht,
Und denkt: der wär' auch solch ein Narr gewesen,
Wie Wilhelm Tell und Arnold Winkelried.

Ein bittereres Urtheil über die damaligen Zustände kann kaum geschrieben sein, als wenn ein Gneisenau sein Gedicht mit der Sentenz schloß:

Der Mensch muß leben und auch leben lassen,
Und selbst sich nützen ist die erste Pflicht.

Es scheint, daß das Gedicht mit Beobachtung strengster Anonymität für den Druck bestimmt gewesen ist[39]).

---

39) Ich schließe dieses aus dem Zusatze der Ueberschrift: „von einem Berliner 1801." Das Gedicht ist doch aber wohl wirklich von Gneisenau? Keineswegs kann es, wie Pertz S. 78 angiebt, 1803 verfaßt sein, denn im October 1801 verließ Held bereits die Hausvogtei wieder. Ich vermuthe, daß es in Treuenbritzen verfaßt wurde. Pertz hätte hier einige Worte der Erläuterung geben müssen, denn ohne solche ist das Gedicht gar nicht zu verstehen. Ich glaube, dieses ist sogar bei dem Herausgeber der Fall gewesen, denn sonst würde er es wohl zu 180! gesetzt und nicht bloß lakonisch und unklar bemerkt

Von Manövern und Executionen gegen aufrührerische Bauern abgesehen, wurde das friedliche Garnisonleben in Jauer endlich dauernd durch die Truppenmärsche unterbrochen, welche durch die Umänderungen in Deutschland und zur Stütze der Haugwitzschen Politik erforderlich wurden. Im Juli 1802 erhielt das Bataillon Rabenau, in dem Gneisenau nunmehr ältester Capitain war, Befehl das mainzische Erfurt für Preußen in Besitz zu nehmen. So kam der gereifte Mann nach einem viertel Jahrhundert zuerst wieder in die Stadt, aus der ihn früher jugendliche Verirrungen vertrieben hatten. Doch hat er daselbst erst im folgenden Jahre alte Beziehungen wieder angeknüpft; den Winter verbrachte er auf Urlaub in Schlesien, beschäftigt mit Studien über deutsche Literatur, Kindererziehung und neuere Sprachen.

Am 11. April 1803 reiste Gneisenau wieder von Jauer nach Erfurt ab. Kaum war er hier angekommen, als er am 29. desselben Monates seinen frühern Jugendfreund Siegling aufforderte mit ihm zusammenzutreffen. Dadurch wurde eine alte Freundschaft von neuem begründet, welche jetzt fürs ganze Leben andauern und durch die innigsten Wechselbeziehungen fest begründet werden sollte. Schon von dem Rückmarsche aus, der bereits im Juni angetreten werden konnte, erhielt Siegling herzliche Briefe von dem Genossen seiner Jugend; bald folgten zahlreiche andere, aus deren einzelnen Zeilen noch mehr als aus der Unterschrift „die unverbrüchlich redliche Freundschaft des treuen Freundes Neithardt von Gneisenau“ hervorleuchtete [40].

Nach Jauer zurückgekehrt wurde Gneisenau von seiner Frau mit der Nachricht überrascht, daß sie in der Nähe ein kleines Landgut, Mittel-Kaufung, gekauft. Der Herr Gemahl scheint gerade nicht besonders entzückt darüber gewesen zu sein, allein er fand sich doch bald darein und wurde nun ein sehr eifriger Landwirth. Der Hauptmann

---

haben: „auf Held, den Verfasser des schwarzen Buches und seine Welt.“ Ueber das Schriftchen wäre leicht aus der Biographie Helds von Varnhagen von Ense Aufschluß zu erhalten gewesen. Eine Originalausgabe hat selbst letzterer nicht einsehen können. Ich fand eine solche zwischen den unvergleichlich reichhaltigen Schätzen der göttinger Bibliothek.

40) Die Nachrichten bei Pertz S. 88 über den Rückmarsch und S. 90 über den Rest des Jahres 1803 sind diesen nicht abgedruckten Briefen entnommen; s. dieselben bei Franseckу S. 79 ff.

„mußte nun vom Ackerkatechismus an bis zur neuesten Ackerbautheorie alles studiren", wie er dem Freunde Siegling mittheilte, und da war es wohl selbstverständlich, daß die militärischen Studien zunächst etwas in den Hintergrund traten.

Doch war es mit diesen Beschäftigungen des Friedens noch eher vorbei, als Gneisenau Zeit hatte, einen praktischen Gebrauch von seinen Studien der Werke Thaers sowie über Steinkohlenfund, feuerfeste Bauart und Buttermaschinen auf seinem Gute machen zu können. Das verhängnißvolle Jahr 1805 war gekommen.

Seit 1797 saß Friedrich Wilhelm III auf dem preußischen Thron. Ohne die aufwallende Energie seines Vaters zu besitzen, behielt er, der sittenreine König, dessen verworfene, aber gefügige Rathgeber in seiner Nähe und ließ sich durch sie in seiner Politik selbst dann bestimmen, wenn ihn sein klarer Blick, seine unbefangenere Beurtheilung der Verhältnisse auf andere Mittel und Ziele hinwiesen. Auch traf eine energielose Schwäche und Unlust an aller Bewegung, wenn sie in dem Sturme der Zeiten Erhaltung des Friedens predigte, nur zu sehr mit der unüberlegten Gemüthsstimmung des Königs zusammen, als daß er ihr Widerstand hätte leisten mögen. So wenig sie seinem Charakter entsprach: er billigte sogar jene verschlagene Pfiffigkeit, mit der alle Gefahren umgangen, nicht beseitigt wurden. Kleine Erfolge der neben Erhaltung des Friedens nur auf gelegentliche Erhaschung geringer Vortheile gerichteten Politik ließen große Schädigungen der Interessen desjenigen Staates verkennen, der fast beständig von den übrigen Mächten Europas, die sämmtlich zum Schwerte gegriffen, umworben, von dem die Entscheidung mehr als einmal erwartet wurde. Nun stand ein neuer großer Krieg, der von 1805, bevor. Durch Lockungen suchte Frankreich, durch grobe Einschüchterung Rußland den preußischen Staat für sein Interesse zu gewinnen. Nach unendlichen Schwankungen blieb die Regierung neutral. Aber die Achtung des Auslandes war dahin. Die Schwäche schien grenzenloser als je, und keine Partei gab es auf, sie für sich auszunutzen. Als wenn es sich um eine Benachrichtigung der zersetzten polnischen Republik gehandelt hätte, meldete am 19. September [41]) ein

41) Pertz: 23. September.

russischer Courier in Berlin: sein Kaiser werde ein Heer durch Schlesien ziehen lassen. Aber der Czar täuschte sich! Mächtig bäumte sich das lang unterdrückte Selbstgefühl. Sofort wurde gegen Rußland mobil gemacht.

Mit der größten Eile zog sich bei Sieradz, im damals preußischen Polen, ein Heer zusammen, um unter dem Oberbefehl des Fürsten von Hohenlohe den Russen Trotz zu bieten. Auch die schlesischen Füsiliere waren dazu beordert. Am 29. September rückte Gneisenaus Bataillon aus, und der Capitain kam zum zweiten Mal nach Polen, wo es ihm indessen jetzt ebenso wenig gefiel als früher. Doch wurde der Rückmarsch bald angetreten. Die Truppen waren anderwärts nothwendiger. Denn als Rußland bereits gelindere Saiten aufgezogen, kam nach Berlin plötzlich die Nachricht, die Franzosen hätten im Westen gethan, was die Russen im Osten zu thun gedroht. Am 3. October war ein französisches Armeecorps durch Ansbach marschirt und hatte dadurch das preußische Schooßkind, die Neutralität, verletzt. Ohne Säumen wurden die Truppen aus Polen zurückgerufen; sie sollten sich am Bober sammeln, um dann nach Thüringen zu marschiren. Am 5. November stand Gneisenaus Bataillon am schlesischen Flusse. Es blieb ihm nicht einmal Zeit von seiner Familie Abschied zu nehmen; nur schriftlich konnte er seine Aufträge machen, denn es gieng gleich weiter durch Sachsen nach Thüringen, in die Gegend von Erfurt. Hier erwartete man stündlich den Befehl zum Aufbruch gegen den Feind; Gneisenau durfte sich nicht einmal von seinen Soldaten entfernen, um Freund Siegling aufzusuchen. Die Zeit des Wartens wurde benutzt einige Briefe zu schreiben.

Es ist eine eigenthümliche Gemüthsstimmung und Geistesrichtung, in der wir hier den bedeutenden Mann, niedergedrückt in kleinen Verhältnissen, erblicken. Seit fünfzehn Jahren war er jetzt Capitain. Mehrfach hatte sein Vorgesetzter versucht ihm vom Könige die Ernennung zum überzähligen Major zu erwirken: allein immer war das Gesuch abgeschlagen [42]). Wohl ließ Gneisenau es sich gefallen, wenn er scherzweise, weil er zehn Jahre vergeblich auf Avancement gewartet, von den Kameraden „der ewige Hauptmann,“ oder

42) Fransecky S. 77, Cabinetsordre vom 9. Juni 1803, u. S. 89, Bescheid vom 10. October 1805. Beides fehlt bei Pertz.

auch „der Hauptmann von Capernaum" genannt wurde[43]): allein bei seinem großen Diensteifer empfand er es doch sehr schwer, daß ihm das Glück nicht lächelte. Ernstlich hat er daran gedacht, sich einen andern Beruf zu suchen. Die Uebernahme einer Pachtung in Südpreußen wurde zuerst beabsichtigt, und wer weiß, ob er den Plan nicht ausgeführt, wenn nicht seine Frau ihm durch den Gutskauf zuvorgekommen, und wenn dieses nicht so belegen gewesen wäre, daß er, trotz der Bewirthschaftung desselben, im Dienste bleiben konnte. Er war aber nun seiner Neigung nach mehr Landwirth als Soldat. Auf dem Marsche nach Thüringen[44]), also zu einer Zeit, wo alle Welt den Blick auf die politischen Ereignisse richtete, beschäftigte er sich in den Briefen an seine Frau hauptsächlich mit der Bewirthschaftung des Gutes und mit häuslichen Angelegenheiten, und nicht nur gab er in dieser Beziehung Rathschläge, in seinem Eifer klagte er vielmehr dem treuen Weibe auch gründlich und umständlich all das Mißgeschick vor, das ungünstige Witterung oder verfehlte Speculation erzeugt, und das sie doch selbst täglich vor Augen hatte. Auch gegen Freund Siegling sprach er vor wie nach von Wirthschaftsangelegenheiten, und wenn er mit zwei Worten auf „die ungewöhnlichen Erscheinungen" kam, so dachte er doch gleich nicht nur an die moralische, sondern auch an die physische Welt, als ob er erläutern wollte, was er mitten im Drange dieser entscheidungsvollen Tage seiner Frau geschrieben: „Wahr ist es, es bestürmen jetzt den Landwirth mehrere Calamitäten. Die Natur scheint beinahe aus ihren Angeln gehoben zu sein. Der kalte, unfruchtbare Sommer, die zur Verzweiflung bringende Erndte, Verzögerung aller Arbeiten, der so fürchterlich früh hereinbrechende Winter, der jeden Calcul verrückt. Mich besonders trifft es hart."

In den aus dieser Zeit gedruckten Briefen ist nur sehr wenig von politischen Dingen die Rede. Und keineswegs zeigt Gneisenau

---

43) Durch Raumers Erinnerungen, Fransecky, durch das Beiheft zum Militair-Wochenbl. 1854 scheint mir dieser scherzhafte Beiname hinlänglich beglaubigt zu sein, weßhalb ich nicht einsehe, warum Pertz denselben unberücksichtigt ließ.

44) Denn aus dieser Zeit wird doch wohl der Brief sein, aus dem Pertz S. 95 ff. Bruchstücke giebt?

hier die Klarheit des Blickes wie in spätern Tagen. Sein Herz und Denken waren eben wenig bei der Sache. Mit Erregung konnte er von landwirthschaftlichen Dingen, etwa vom Klee oder vom Kartoffelbau sprechen, „dem er sich in aller Demuth ergeben;" allein seine Bemerkungen über die Lage des Staates sind abgerissen, nur gelegentlich, der häuslichen Angelegenheiten wegen gemacht, und zeigen hier und da wenig Nachdenken. „Was sagst du zu den jetzigen Angelegenheiten? Ist die Welt nicht in Delirio?" Diese wenigen Worte mußten Freund Siegling Ende November über die politische Lage genügen. Der Gemahlin freilich schrieb er ausführlicher, namentlich über die Nachrichten aus Berlin. Allein es fehlt Verständniß für den kriegerischen Eifer, der dort herrscht. „In Berlin, heißt es, ist alles enthusiastisch für den Krieg. Diese Erscheinung läßt sich sehr leicht aus dem Umstande erklären, daß dieses Demokratennest es übel nimmt, daß Bonaparte der Jacobiner-Rotte den Fuß auf den Nacken gesetzt hat." Auch hat sich der hochbegabte Officier keineswegs die Frage klar beantwortet, ob ein Krieg gegen Napoleon wohl von glücklichem Erfolg für Preußen sein würde. In jenem Briefe sagt er einmal: „Aber gezüchtigt möchte dieser vom Glück übermüthige Sterbliche wohl werden," und er rühmt dann den Geist der Truppen; weiter unten aber, nachdem er trübe über seine wirthschaftlichen Angelegenheiten gesprochen, fährt er mit Besorgniß fort: „Als Soldat sehe ich nichts als Unordnung unter meinen Augen und als Wirth und Hausvater muß ich fürchten, zu Grunde zu gehen. Als Staatsbürger sehe ich bei schlechten Anstalten und versäumten kraftvollen Maßregeln vielleicht manches Unglück hereinbrechen, und bloß Glück, Klugheit und Standhaftigkeit können uns retten." Dann freilich, als infolge der Verletzung von Ansbach, in Berlin ein engerer Anschluß an Oesterreich und Rußland stattgefunden, als erwartet wurde, daß Preußen jeden Augenblick losschlagen könne [45]), trat Gneisenau den politischen Dingen wenigstens etwas näher. Er meint es werde gewiß zum Kriege mit Frankreich kommen und spricht befürchtend aus: „Wenn

---

45) Der Brief bei Pertz S. 98 ist doch vom 7. November? Einige Sätze z. B. „Ueberlassen wir die Russen ihrem Schicksal allein", könnten sonst auch auf December deuten. Pertz sagt nur: am 7.

man nur nicht lange zögert und Bonapartes von Märschen, Gefechten und Witterung gewiß mitgenommenen Truppen nur sogleich auf den Leib geht und den Winterfeldzug, welcher nach meinen Grundsätzen durchaus gemacht werden muß, nicht eher endet, als bis er selbst vernichtet ist, oder man sich Genugthuung verschafft hat." Er wollte also den Krieg, wie jene berliner Demokraten. Und es zeigt sich hier die richtige politische Ueberlegung, die sich in jenen erregten Tagen, freilich nicht im Cabinet des Königs, wohl aber in den Kreisen des höchsten Beamtenthums und der Armee fand. Wie Stein, Blücher, Hohenlohe u. a. besorgte auch Gneisenau, Napoleon möchte sich mit den Russen abfinden und dann über das isolirte Preußen herfallen. Ahnungsvoll fügt er hinzu: „am Ende bricht das Ungewitter doch noch über uns herein, und dann möchten wir uns vergebens nach auswärtiger Hülfe umsehen. Darum ist es besser jetzt brav gefochten und sich auf mehrere Jahre hinaus Ruhe verschafft."

In diesen Zeilen zeigt sich kein Mißtrauen gegen die Kraft und Leistungsfähigkeit des preußischen Heeres. Freilich war Gneisenau weit von den Ueberschwenglichkeiten anderer entfernt, allein er hat offenbar damals viel von der preußischen Armee erwartet und in Bezug auf sie schrieb er doch wohl am 6. December an Siegling: „Bonaparte könnte in Schlesien sein Pultawa finden!" — Auf solche Weise zeigen die Briefe dieser Zeit ein wunderbares Gemisch von richtigen, gesunden Urtheilen, von Ueberschätzung und Unterschätzung eines und desselben Gegenstandes, von Mangel an Theilnahme und von großem Interesse. Die preußische Armee war in Gefahr, daß einer ihrer besten Köpfe in untergeordneten Verhältnissen verkam.

Was aber der Hauptmann hoffte und wünschte, traf nicht ein, sondern nur was ihm bang ahnete. In Uebereinstimmung mit so vielen Einsichtigen, urtheilt er über die verächtlichen Räthe des Königs: „Ich fürchte, die Cabinetsräthe rathen zu sehr zum Frieden. Diese Menschen wollen sich von ihren niedlichen Besitzungen um Berlin nicht trennen." Und seine Sorge war sehr gerechtfertigt. Freilich mußten die Truppen noch vor Ablauf des Jahres aus der Gegend von Erfurt fortrücken und über den Thüringer Wald nach Ansbach marschieren, um hier unter Blüchers Befehl die Vorhut des preußischen Heeres zu bilden. Allein schon waren beruhigende Verhandlun-

gen eingeleitet, und man glaubte im Heere selbst nicht recht mehr, daß es zum Kriege kommen werde. Mit Mißtrauen sah Gneisenau auf die Unterhandlungen von Haugwitz im französischen Hauptquartier. Je länger sich dieselben aber hinzogen, je mehr glaubte er, aus Verhältnissen, die in der Lage Frankreichs wie Preußens ihren Grund hatten, an die Erhaltung des Friedens. Er „wettete jetzt[46]) für den Frieden."

Indessen rückten die Truppen langsam vor, in die ihnen bezeichneten Stellungen. Gerade um Weihnachten gelangte Gneisenaus Bataillon in die Gegend von Bayreuth, so daß er das Fest in einem Kreise verleben konnte, der ihm vor zwanzig Jahren lieb und werth gewesen. Die Familie Trützschler hatte ihm die alte Freundschaft bewahrt, und er verbrachte jetzt, wie früher, gar manchen vergnügten Abend in ihrer Mitte. Auch diese Verbindung sollte nach ihrer neuen Anknüpfung, gleich der Sieglings, fürs ganze Leben anhalten und sich besonders später in sturmvoller Zeit bewähren, wo der Briefwechsel mit den Töchtern und Schwiegersöhnen der Ministerin Trützschler, ja auch mit dieser selbst, keine kleine Erleichterung für das sorgenumwölbte Gemüth Gneisenaus war. In dem befreundeten Hause verbrachte er einen Theil der Zeit, da die Truppen noch gewärtig auf die Entscheidung sein mußten. Sonst aber benutzte Gneisenau den Aufenthalt in einer andern Gegend, um seine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Er besah Brennereien, Brauereien, Milchwirthschaften, besprach auch in den Briefen an seine Frau, wie er die gewonnenen Erfahrungen nützlich verwenden wolle. Denn selbst jetzt hieng doch sein Herz mehr an dem Gedeihen seiner Wirthschaft als an dem Schicksal des Staates. Wohl erzählte er der Vertrauten seines Herzens Anekdoten von dem Hochmuth Napoleons und andere Weltbegebenheiten: allein mehr Fleiß wandte er doch der Ausarbeitung eines Betriebsplanes zu, der aus der Umgegend von Bayreuth nach Schlesien auf sein Gut wanderte.

---

46) Wann? Und an wen ist der Brief gerichtet, aus dem Pertz S. 100 den dürftigsten Auszug giebt? Dieses Schreiben ist wohl das einzige, welches ausführlich Gneisenaus Anschauungen über die großen politischen Verhältnisse aus der Zeit vor seiner Erhebung enthält. Wie sehr ist daher zu beklagen, daß es uns vorenthalten wurde.

Bald aber war die Zeit des Harrens für die Truppen vorbei. Die Unterhandlungen von Haugwitz waren mit Erfolg gekrönt. Am 15. December schloß er den Vertrag ab, wodurch Preußen sich dem Willen Napoleons ergeben sollte. Zwar zögerte man in Berlin den eigenmächtig abgeschlossenen Vertrag zu genehmigen; allein der Muth sank bald wieder immer mehr, und während noch schwächlich unterhandelt wurde, entwaffnete man und machte den Staat wehrlos. Am 24. Januar ergieng der Befehl, den größten Theil der Armee wieder auf den Friedensfuß zu stellen und die Truppen in ihre Garnisonen zurückzuführen. Am 11. Februar 1806 traten auch die schlesischen Füsiliere den Heimmarsch aus der Umgegend von Bayreuth an [47]). Am 10. März traf Gneisenau wieder bei seiner Familie in Jauer ein.

Die Armee war größtentheils sehr unzufrieden mit dem Verhalten der Regierung. Die höhern Officiere mißbilligten höchlichst deren verderbliche Politik; die jüngern brannten vor Kriegseifer und mußten nun doch den Degen, mit dem sie die Entscheidung glaubten geben zu können, ruhig wieder in die Scheide stecken. Viele der ältern Officiere, vor allem unter den Regiments-, Bataillons- und Compagnieführern, dachten aber ganz anders. „Ihre Stellen“, sagt von diesen ein Betheiligter [48]), „waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden. Sie waren größtentheils bejahrte, abgelebte Männer, bei denen der Durst nach Ruhm erloschen war, und die nur wünschten, den Rest ihres Lebens in möglichster Ruhe und Behaglichkeit zuzubringen.“ — So treffend sind diese Worte, daß sie sogar durch das Beispiel eines Gneisenau bestätigt werden!

Gneisenau war nun 46 Jahre alt. Er war Vater von fünf Kindern und hatte noch immer eine sehr beschränkte Einnahme. Abermals war der Versuch gemacht ihm Avancement zu verschaffen, und abermals war er gescheitert [49]). Dazu lebte er stets in kleinen, beschränkten Verhältnissen, weit ab von dem Verkehr und dem Einfluß bedeutender Männer. So kamen noch andere Umstände hinzu, um seiner ruhigen, rücksichtsvollen Natur den Blick zu verdunkeln und

47) Fransecky S. 102.

48) Reiche I 144, vgl. 132.

49) Fransecky S. 103. Fehlt bei Pertz.

ihr die Gefahren zu verschleiern, welche die Politik der Regierung herauf beschwor. Er konnte die allgemeine Unzufriedenheit nicht theilen, und wieder bemerken wir, wie wenig fest und überlegt sein Urtheil über politische Dinge ist. Damals am 12. Juli 1806 schrieb er der Ministerin Trützschler: „Bei uns herrscht große Unzufriedenheit über den Frieden, ob mit Recht? ist noch eine große Frage. Denn wer vermag es zu entscheiden, wie der Verlauf bei einem entgegengesetzten Verfahren gewesen sein würde. Daß die Armee — den Compagniechef ausgenommen, der es liebt auf seinen Lorbeeren auszuruhen — den Krieg wünscht, ist löblich und in der Ordnung der Dinge; daß aber der Begüterte nach Krieg und Rache schreit, und dann hinterher, wenn er zu den Kriegskosten beitragen soll, jammert, ist nicht consequent. Allein die Geringschätzung der Regierungen gehört mit zu den Zeichen der Zeit, und nur diejenige ist geachtet, die gefürchtet ist." Keine Spur ist in den Worten von dem bittern Zorn, der damals die Herzen so vieler erfüllte. Gedankenlos wird einer Politik zugestimmt, die des Hauptmannes eigenen Ansichten von nur wenig Monaten vorher widersprach, und die bereits unendlich viele Nachtheile und eine Fülle von Schmach und Erniedrigung über den Staat Friedrichs des Großen ausgegossen. Die steten Sorgen um Haus und Familie hatten Gneisenaus Blick umnebelt. Auch mag die selbstverständliche Ueberzeugung, doch nichts ändern zu können, ihn in dem Vorsatz bestärkt haben sich wenig um die Zeitläufte zu kümmern. Er fühlte sich schon mehr als „Güterbesitzer" denn als Soldat. „Ich bemühe mich", schrieb er ferner in jenem Briefe, „über meine Privatangelegenheiten die öffentlichen zu vergessen und übergebe mich mit Eifer und einigem Erfolge der Landwirthschaft. Diese Beschäftigung hat so viel Anziehendes für mich, daß ich in Versuchung kommen könnte, meinen friedlichen Soldatenrock auszuziehen und hinter dem Pfluge her zu gehen, wenn meine Mittel meinen Neigungen angemessen wären; so aber muß ich meine Betriebsamkeit nur auf einen kleinen Fleck Landes beschränken. Aber wahrlich, hier ist das Land, wo in diesem Fach noch großes Glück zu machen ist!" Und diesen Gedanken malt der Briefschreiber dann weiter aus.

„Den friedlichen Soldatenrock ausziehen und hinter dem Pfluge hergehen" — der anspruchslose Mann schrieb die Worte ohne dabei

zu ahnen, welch eine große Gefahr für unser Vaterland er in ihnen dem Papier anvertraute. Zum Glück waren die ruhigen Tage des Landwirths gezählt. Nur noch wenig Wochen, und Gneisenau stand inmitten des Kriegsgetümmels, und dann noch wenig Monate, und er nahm die Stelle ein, die ihm in der großen Leitung gehörte.

Ohne den Vertrag vom 15. December genehmigt zu haben, hatte Preußen entwaffnet und war auf die Forderungen Napoleons eingegangen. Neue Verhandlungen wurden erforderlich, und eine zweite Eigenmächtigkeit von Haugwitz fesselte Preußen durch den Vertrag vom 15. Februar noch fester an Napoleons Siegeswagen. Mit England und Schweden waren darüber offene, wenn auch unschädliche Feindseligkeiten ausgebrochen. Napoleon aber behandelte den Staat Friedrichs des Großen mit der tiefen Verachtung, welche die Politik der leitenden Staatsmänner, Haugwitz, Lombard und Lucchesini, ihm und der Welt einflößte. Während diese ein Verdienst darin suchten, durch „Kniffe und Pfiffe“ den Frieden zu erhalten, häufte der Mächtige Schmach und Willkür auf ihren Staat. Den Rheinbund schloß er ab hinter Preußens Rücken und vereitelte dann selbst die Bildung des Nordischen Bundes. Mit England ward unterhandelt, ohne Preußen zu berücksichtigen. Auch wurde plötzlich berichtet, Napoleon sei bereit an Georg von Großbritannien Hannover wieder zurückzugeben, das Preußen für die vielen Nachtheile entschädigen sollte, die es in dem letzten Jahre durch Frankreich erfahren. Noch andere Nachrichten, wenn auch übertriebener Art, liefen in Berlin ein, bestärkten den Verdacht gegen Napoleon, gaben die Ueberzeugung, daß er Preußen neue schwere Opfer für die Erhaltung seiner Gnade zumuthen würde. Da ermannte sich plötzlich, getrieben von den verschiedensten Einflüssen, die preußische Regierung. Wohl war es jetzt, wo das Volk und alle europäischen Mächte tiefes Mißtrauen gegen die Regierung erfaßt hatte, wo Preußen ohne Bundesgenossen dastand, ein gewagtes, kopfloses Unternehmen: aber wie man ihn früher ängstlich vermieden hatte, so stürmte man jetzt ungestüm in den Krieg. Am 7. August entschied sich der König; zwei Tage darauf wurde die ganze preußische Armee mobil gemacht.

Wieder, zum dritten Mal, zogen die schlesischen Füsiliere gen Thüringen, in die Gegend von Erfurt. Hier sammelten sich die

preußischen Streitkräfte, es bildeten sich die Armeecorps, es wurden die Führer ernannt. Alle waren gewärtig gegen den Feind zu rücken, der im Süden des thüringer Waldes und im Westen am Rhein und Main auch seinerseits die Vorkehrungen zum ernsten Waffengange machte. Das Bataillon Rabenau war dem Corps des Fürsten Hohenlohe zugetheilt und gehörte mit zur Avantgarde, die unter den Befehlen des Prinzen Ludwig von Preußen stand. Am 4. October konnte Gneisenau von der Stadt Ilm aus dem „theuersten Freund" Siegling einige Zeilen schreiben, in denen er bedauerte, ihn und die seinen nicht sehen zu können. „Diesmal", schrieb er mit abermaliger Aenderung seiner Ansicht, „werden wir endlich ansetzen, etwas spät zwar, doch so Gott will, nicht zu spät." Am folgenden Tage wurde der Ruhetag benutzt, um der besorgten Frau auf Mittel-Kaufung Verhaltungsmaßregeln für die Wirthschaft und Kunde von ihrem Gatten zu geben. Für lange Zeit sollte es die letzte Kunde sein! Wohl mag der Hauptmann von Gneisenau noch mit voller Sehnsucht an sein Gut gedacht haben. Allein er hatte auch bereits die ganze Spannkraft seines Geistes auf den nahen Krieg gerichtet, und nicht in gleichgiltiger Ruhe, wie noch vor wenig Monden, dachte er an die Gefahren, die bevorstanden. Püfend erforschte er jetzt Zustände und Personen; und als sich dann seinem mächtigen Geist erschloß, was ihm früher durch häusliche Sorgen und die Unerquicklichkeiten des Dienstes umhüllt geblieben, ergriff sein Herz tiefes, tiefes Leid. Dem treuen Freunde Siegling wurde es geklagt. „Ich hatte es Dir," schrieb er freilich später, „wohl von Ilm aus geschrieben, daß die letzte Stunde des preußischen Staates geschlagen habe. Damals wolltest Du es nicht glauben. Wenn man aber den unsoldatischen Geist, ich meine hier nicht gerade persönlichen Muth, der Officiere und Gemeinen unserer Armee, ihre Kriegsungewohnheit und ihr Vertrauen auf ausgezirkelte Evolutionen, ihr Sträuben gegen neue, wesentliche Einrichtungen, ihre Abgeneigtheit dem Zeitgeiste nachzugeben und eine veraltete Taktik zu verlassen, und die Zusammensetzung der Anführer so kannte wie ich, so konnte man den Ausgang der Sache wohl ahnen." In solche tiefdurchdachten Worte faßte Gneisenau später, freilich sicher durch jüngere Ereignisse bei seinem Urtheile beeinflußt, die militairischen Ursachen vom Fall Preußens zusammen. Damals aber, kurz vor Be-

ginn der Feindseligkeiten, vertraute der bescheidene Mann, der jetzt endlich unbewußt zur Erkenntniß seines Werthes gekommen war, dem Papier diese tiefinnerlichen Worte an: „Als Patriot seufze ich. Man hat in Zeiten des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulustigkeit gefröhnt und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. Der Geist der Officiere ist vortrefflich, und hieraus kann ich große Hoffnung versprechen, aber, aber . . . .“

Als Gneisenau dieses schrieb [50]), hatte der Krieg bereits begonnen.

Die große Masse der preußischen Truppen war zuerst am Nordrande des thüringer Waldes aufgestellt, um dem Feind glauben zu machen, es sei ein Rechtsmarsch gegen den Rhein beabsichtigt. Daher jene Stellung das Bataillon Rabenau in Ilm. Er stand hier zunächst unter dem Befehl des sächsischen Generals von Trützschler, an dessen Stelle aber bald der preußische General von Pelet trat. Nach längeren unsicheren Berathungen beschloß das Hauptquartier, in dem der Oberfeldherr, der Herzog von Braunschweig, nicht mit bestimmender Rücksichtslosigkeit verfuhr, am Abend des 6. October, den frühern Plan aufzugeben und die Armee zwischen Werra und Saale zu concentriren, um hier den Anmarsch der Franzosen abzuwarten. Die Avantgarde des Hohenloheschen Corps, welches etwas vorgeschoben, zur Rechten der Hauptarmee und zur Linken von Blücher und Rüchel stand, wurde um Saalfeld aufgestellt. Die Ansichten der Führer gingen bis zuletzt auseinander. Einige meinten, Napoleon werde längst der Saale heranrücken, andere, er werde die preußische Armee

---

50) Die Stimmung Gneisenaus vor Eröffnung des Krieges ist gewiß für die Schätzung seiner Person von der größten Wichtigkeit. Daher ist zu beklagen, daß der Brief an Siegling nicht vollständig, der an seine Frau gar nicht abgedruckt wurde. In der Aufzeichnung, von der oben ein Stück im Text mitgetheilt, fehlen nach „aber“ zwei Zeilen im Druck. Ist auch dieser merkwürdige Herzenserguß, der doch wohl nur einem Briefe entnommen sein kann, nicht vollständig abgedruckt? Auf die Anekdote von der Gasttafel in Gotha, S. 114, wage ich deßhalb nichts zu geben, weil diese Truppen, nach Höpfner, nicht bis dorthin gelangt, keineswegs aber daselbst längere Zeit in Quartier gelegen haben können, was jene Erzählung vorauszusetzen scheint. Auch die in der folgenden Note gegebene Notiz möchte dagegen sprechen.

links umgehen wollen und sich deßhalb der Elbe zuwenden. Diese Ansicht war namentlich im Hohenloheschen Hauptquartier herrschend, weßhalb dasselbe nur widerwillig am linken Ufer der Saale blieb und Abweichungen von dem ihm ertheilten Befehl versuchte. Es wird erzählt [51]), Gneisenau sei anderer Ansicht gewesen als sein Corpsbefehlshaber und habe die von Braunschweig angewiesene Stellung für unangreifbar gehalten. Ist dieses richtig, so ist seine dabei vorausgesetzte Meinung über den Plan Napoleons bald bestätigt worden. Am 8. October wurde General Tauentzien bei Hof an der Saale angegriffen und geworfen, am folgenden Tage rückte Marschall Lannes an der Saale entlang gegen Hohenlohe. Mit einer bittern Täuschung früherer Anschauungen begann für Gneisenau der Feldzug. Es wird am Abend des 8. October gewesen sein, als er seinem gedrückten Herzen durch jene Zeilen Luft machte, von denen oben schon einige mitgetheilt sind. Mit dem tiefen Schmerz der nicht beachteten Einsicht fügte er Unheil ahnend weiter hinzu: „Was die Franzosen ferner thun werden, weiß ich; was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorhergesagt. Allein ich seufze in den niedern Graden, und mein Wort gilt nicht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen berechne. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in einer kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht rathen."

Am 9. October stand Gneisenau zum ersten Male dem hervorrückenden Feinde gegenüber. Er wurde mit seiner Compagnie, 150 Mann, vorgesandt, um die Jägercompagnie Valentini zu unterstützen, welche von den Vortruppen des Lannesschen Corps bedrängt wurde. Die Füsiliere erreichten jedoch die Jäger erst, als sie der Uebermacht bereits bis Arnsgereuth gewichen. Hier sollte die Nacht verbracht werden, allein Gneisenau bemerkte aus den Wachtfeuern der Feinde,

51) Reiche I 158, bestätigt durch die Notiz, welche im Texte folgt. Doch wird es immer sehr schwer sein Gneisenaus Ansicht über die Aufstellung zu ergründen, denn später schrieb er darüber: „Sobald unsere sechs Märsche aus dem Elsterthale nach den Uebergängen des Thüringer Waldes nicht blos Scheinmärsche waren, wie ich damals wähnte, so waren wir immer verloren." Pertz I 308.

daß seine beiden Flügel bereits umgangen, meldete dieses und erhielt Befehl sich zurückzuziehen. Ein Bivouak auf dem Lerchenhügel vor Saalfeld nahm die beiden Compagnien auf[52]). Auf diese Stadt richtete Lannes seinen Marsch. Ihr Besitz war Napoleon wünschenswerth, weil sie die beste Verbindung seiner Colonnen darbot; bedeutende Magazine und der Uebergang über die Saale machten die Stadt nicht weniger werthvoll für die Preußen. Prinz Louis war entschlossen sie hartnäckig zu vertheidigen.

Gegen 10 Uhr Morgens begann am folgenden Tage das Gefecht bei Saalfeld. Gneisenau hatte auf dem Lerchenhügel mit seiner eignen und der Jägercompagnie einen harten Stand, denn der Feind drängte gerade auf diesen linken Flügel, der dicht vor der Stadt stand, und in der Fronte sehr stark, um dadurch Zeit zu gewinnen mit seinen weit überlegenen Streitkräften den rechten Flügel der Preußen zu umgehen. Zur Unterstützung zog Prinz Louis, der hier in eigner Person war, das Füsilierbataillon Rühle in die Linie jener beiden Compagnien und ließ gleichzeitig die Artillerie eine vortheilhafte Stellung einnehmen, von der aus sie den Franzosen vielen Schaden zufügte. Trotzdem mußte aber nach einiger Zeit der Lerchenhügel geräumt werden, und nun wurden diese Truppen aus zwei feindlichen Batterien beschossen, was unmöglich lange zu ertragen war. Indessen hatte sich das Gefecht in der Mitte entwickelt, wo, nebst anderen Truppen, die übrigen Compagnien des Bataillon Rabenau standen. Lannes aber schickte immer ansehnlichere Massen gegen den rechten Flügel, und es war voraus zu sehen, daß von hier die größte Gefahr drohe. Der Prinz hoffte durch einen Angriff des bedrohten Flügels den Marsch der Feinde aufhalten zu können und befahl, die Jäger und Füsiliere sollten sich, während er selbst jene Bewegung ausführe, noch gegen die feindliche Uebermacht behaupten. Der Angriff mißlang. Als der Prinz zurückkehrte, begegnete ihm in wilder Unordnung ein Theil der Jäger und Füsiliere, die sich nicht länger hatten behaupten können. Gneisenau hielt sich bis zuletzt und marschirte dann nach der Nordseite der Stadt, wo der Prinz gerade, mit großer Kaltblütigkeit, Ruhe und Ordnung bei den geworfenen Truppen wieder herstellte. Die

52) Höpfner, erste Auflage, I 256.

übrigen Füsiliere wurden zu einem Rechtsmarsch verwandt, Gneisenau aber blieb mit seiner und der Jägercompagnie zur Deckung einer Batterie zurück und hielt den heftig andringenden Feind in Respect. Es war jedoch alles vergeblich. Die Umgehung des rechten Flügels war dem Feinde mittlerweile geglückt, er entfaltete nun auch an anderen Stellen seine große Uebermacht und entschied dadurch in kurzer Zeit das Gefecht. Noch einmal versuchte der Prinz an der Spitze sächsischer, und unterstützt von preußischer Reiterei, das Geschick des Tages zu wenden: allein auch dieser Angriff mißlang, und der edle Zoller büßte seinen Kriegsmuth mit dem Tode. Die Entscheidung war gegen die Preußen ausgefallen. Nur ein Theil der Truppen konnte sich geordnet zurückziehen, die meisten fielen in Gefangenschaft oder wurden zersprengt. Die Füsiliere hatten sich tapfer gehalten, allein auch sie mußten schließlich weichen. Viele ihrer Officiere, darunter die Obersten Rühle und Rabenau, wurden zu Gefangenen gemacht. Der Hauptmann Gneisenau erhielt einen Schuß ans Bein, so daß er einen Satz in die Höhe machte [53]). Allein hinkend konnte er sich doch mit den 400 Füsilieren, die sich retteten, auf Kahla zurückziehen, wo sie unter die Befehle des Obersten von Boguslawsky gestellt wurden.

Mit Tagesanbruch zog sich Boguslawsky am 12. October weiter nördlich, in die Stellung von Osmaritz. Hier wurden die Ueberreste der beiden Füsilierbataillone Rühle und Rabenau wieder von ihm getrennt und noch weiter gen Norden zum Schutze des Hauptquartiers nach Kapellendorf beordert [54]). Den Befehl über das Bataillon Rabenau, in dem Gneisenau diente, hatte, nach der Gefangennahme des Chefs, der älteste Major, von Hilner, übernommen.

Der 13. October vergieng mit Zurückziehung der Truppen, denen sich jetzt auch General Tauentzien angeschlossen. Um in Jena nicht abgeschnitten zu werden, wurden Stadt und die dahinter liegenden Berge von den Preußen geräumt. Am Abend standen sie in weit gestreckter Linie nördlich von Jena, indem das günstige Terrain in der Nähe der Stadt aus jenem Grunde fast friedlich den Franzosen überlassen war.

---

53) Pertz S. 164.
54) Höpfner I 321.

Durch seine Marschälle benachrichtigt, erkannte Napoleon sofort des Gegners große Fehler. Mit rastlosem Eifer zog er zunächst viele Truppen heran und versicherte sich dadurch des numerischen Uebergewichtes, dann vermehrte er, die Fackel in der Hand, durch rasch angelegte neue Wege die Leichtigkeit seiner Truppenbewegungen noch erheblich und wußte schließlich, kurz vor Beginn des Kampfes, die Soldaten noch mit jenem Selbstvertrauen zu erheben, das oft den Sieg verleiht. Unterdessen schlief der preußische Feldherr, keiner Schlacht gewärtig, ruhig in Kapellendorf, bewacht von seinen treuen Füsilieren.

Am frühen Morgen des 14. October überraschte Napoleon die Preußen durch einen plötzlichen, aber gut vorbereiteten Angriff. Links, getrennt von Hohenlohe und von einander, waren die Corps der Generale Tauentzien und Holzendorf aufgestellt. Beide wehrten sich tapfer, mußten aber beide zurück, und dabei gelang es nur dem ersteren sich mit dem Hauptcorps zu verbinden.

Hohenlohe erhielt bald nach 6 Uhr Morgens die Nachricht vom Angriff der Feinde. Er war gerade beschäftigt, dem Könige die Ereignisse des vergangenen Tages zu melden und den Hauptmann von Gneisenau abzufertigen, um den Tages zuvor gefangen genommenen Herrn von Montesquieu, Kammerherrn Napoleons, in das Hauptquartier zu bringen [55]). Schnell wurden die Geschäfte beendet, und während Gneisenau sich fertig machte mit seinem Gefangenen abzuziehen, begab der Fürst sich zu den Truppen. Jetzt mußte er endlich wohl an den Ernst der Sache glauben und in ungünstigster Lage das Gefecht annehmen. Nachdem er Tauentzien aufgenommen, bildete er eine lange Schlachtlinie und hoffte, hier dem stärkeren Feinde widerstehen zu können, bis der eiligst von Weimar herbeigerufene General von Rüchel mit seinen 15,000 Mann zur Hilfe erschienen sei. Es entwickelte sich um den Besitz des Dorfes Vierzehnheiligen ein heftiger Kampf, dessen Ausgang längere Zeit von zweifelhafter Art war. Schon glaubte Hohenlohe triumphiren zu können und wollte nur der erhöhten Sicherheit wegen die Vereinigung mit Rüchel erwarten, um den letzten Schlag, wie er wähnte, zum Verderben der Feinde zu thun.

General Rüchel brach etwa um 10 Uhr von Weimar auf. Er

---

55) Höpfner I 377. — Pertz schreibt: Montesquiou.

beabsichtigte sich bei dem Dorfe Umpferstädt aufzustellen, weil sich hier die Wege nach Jena und Auerstädt trennten, und es ihm auf solche Weise erleichtert sein würde, Hilfe zu bringen, wo es am meisten erforderlich. Daselbst angekommen, wurde er aber vom Fürsten Hohenlohe ermahnt, gleich weiter zu marschiren, um ihn bei Vierzehnheiligen zu unterstützen. Der General antwortete: „Es ist gut, ich komme gleich.“ Als er nun zu diesem Zwecke seine Truppen ordnete, kam der Hauptmann von Gneisenau mit seinem Gefangenen an [56]) und bat seinen alten Gönner lieber einen anderen Officier ins Hauptquartier zu senden, ihm selbst aber zu gestatten, mit in das Getümmel der Schlacht zurückzukehren. Rüchel gieng auf den Wunsch ein, und so ritt Gneisenau an Rüchels Seite nach Kapellendorf zurück.

Indessen hatte sich das Schlachtenglück schon entschieden auf die Seite der Franzosen gewandt, die zu ihrer auf günstigem Terrain gebrauchten Uebermacht noch bedeutende Verstärkungen erhalten. Vierzehnheiligen war von ihnen behauptet worden, und jetzt drohten sie auch beide Flügel der Preußen zu umklammern und drängten heftig gegen Kapellendorf, das Hauptquartier des Fürsten. Hierher wandte sich Rüchel. Die Füsilier-Bataillone Rühle und Rabenau, welche bisher noch nicht im Gefechte gewesen, stellten sich nunmehr von andern Truppen unterstützt vor dem Dorfe auf, den Angriff Rüchels zu unterstützen. Es kam dann zu einem hartnäckigen, blutigen Gefechte, dem aber bereits nach einer halben Stunde die Uebermacht der Franzosen ein Ende machte, so daß das kleine Rüchelsche Corps in voller Auflösung und nach großen Verlusten das Schlachtfeld räumen mußte. Die schwachen Füsilier-Bataillone zogen sich links und formirten sich hinter dem Werlitz-Graben, um den Rückzug auf Weimar zu decken.

Gneisenau, der von seiner Sendung her noch zu Pferde war [57]), hat den Rest der Schlacht nach der Niederlage Rüchels auf Befehl

---

56) Pertz sagt, Gneisenau habe Rüchel auf der „Weimarschen Heerstraße getroffen, als er seinen Truppen die Befehle für den Tag ertheilte.“ Letzteres geschah, nach Höpfner, noch vor Weimar, allein Gneisenau muß den General in Umpferstädt getroffen haben, da hier der Weg nach Auerstädt abführte.

57) An Frau von Trützschler, Pertz I 164.

des Fürsten Hohenlohe an seiner Seite zugebracht[58]). Er war also Zeuge von der glänzenden, doch vergeblichen Tapferkeit des Feldherrn, den er von Schlesien her bereits als seinen Vorgesetzten achtete und ehrte. Unter seinen Augen wird der Hauptmann auch, wie dieser später meldete, die letzten Truppen aufgestellt haben und „zuletzt mit den andern, in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen davon gelaufen sein“[59]). Denn in wilde Flucht aufgelöst, mußten schließlich die Preußen davon eilen. Das Bataillon Rabenau hielt noch mit am längsten aus. Es sollte den Rückzug durch Umpferstädt decken. Als es sich dann endlich selbst durch das Dorf zurückziehen wollte, vermochte es den Ausgang nicht mehr zu gewinnen. Tapfer wehrte es sich unter dem Major Hilner; allein es wurde endlich überwältigt, vernichtet, die Mannschaft niedergemacht oder gefangen.

Indessen hielt Hohenlohe, der ganz bestürzt nur mit Mühe aus dem Getümmel fortgeführt war, am Webichtholze vor Weimar und ließ hier die Flüchtigen aufsammeln. Gneisenau war an seiner Seite thätig. Plötzlich zeigten sich starke Colonnen französischer Reiterei, auf welche Gneisenau, wie uns erzählt wird, den Fürsten zuerst aufmerksam machte. Allein in düsterer Schwermuth achtete der nicht darauf und mußte daher alsbald, nachdem von jenen Schaaren die gesammelten Flüchtlinge und die wenigen noch verschonten Truppen im raschen Anlauf zerstreut, gewaltsam und fast wider seinen Willen mit blanker Waffe von den Officieren dem Bereich der Feinde entzogen werden. In allgemeiner Auflösung wälzten sich nun die Flüchtigen, eine geringe Ordnung vernichtend, durch Weimar auf Erfurt, dann weiter auf Nordhausen zu.

An demselben Tage, an dem die Corps von Hohenlohe und Rüchel bei Jena vernichtet wurden, fand auch die unglückliche Schlacht bei Auerstädt statt, in der die preußische Hauptarmee ein ähnliches Mißgeschick erlitt. Der Tüchtigkeit Blüchers und anderer war es

58) Pertz sagt S. 118: „Der Fürst hatte Gneisenau befohlen, bei ihm zu bleiben; dieser focht an der Spitze seiner Füsiliere und deckt den Rückzug auf der Straße von Weimar.“ Die Angaben der beiden Sätze lassen sich nicht vereinigen. Einer muß falsch sein. Für erstern haben wir den Beleg bei Pertz I 307, und auch die Schicksale des Bataillon Rabenau werden die Unrichtigkeit der letztern Nachricht ausweisen.

59) Pertz I 164.

jedoch zu danken, daß hier nicht eine so gänzliche Auflösung eintrat wie bei Jena. Einzelne Schaaren zogen in geschlossener Ordnung von der unglücklichen Wahlstatt hinweg. Von ihnen suchten sich mehrere auf Hohenlohe zurückzuziehen, nicht wissend, wie es mit dessen Corps beschaffen war. Irrthum und Ueberlegung führten so einen Kern der alten, nunmehr aufgelösten Armee zusammen, und es konnte in den Rückzug einige wenige Ordnung gebracht werden. Dieses geschah durch den Fürsten Hohenlohe, der mittlerweile zum Oberfeldherrn der ganzen Armee ernannt war, namentlich bei Nordhausen, wo er am Abend des 16. October eintraf, und wo sich verschiedene Truppentheile bei ihm einfanden. Hauptmann Gneisenau wird stets in der Umgebung des Fürsten gewesen sein.

Am 17. erreichte auch die von dem General Grafen Kalkreuth geführte Nachhut den Sammelpunkt Nordhausen. Von ihr blieb die Cavallerie unter Blücher vor der Stadt, während Kalkreuth mit der Infanterie in ihre Mauern einzog. Hohenlohe hatte sich mit seinen schwachen Bataillonen bis nach Petersdorf zurückgezogen und erwartete hier die Nachricht von dem weitern Rückmarsche Kalkreuths, um auch seinerseits sich wieder in Bewegung zu setzen. Der Feind, der sich, unter den Befehlen des Marschall Soult, bald zeigte, wurde bis Nachmittags vier Uhr durch die Blüchersche Cavallerie aufgehalten. Gneisenau hat sich an diesem Scharmützel betheiligt [60]) und wird dann zum Fürsten Hohenlohe zurückgekehrt sein. Nach Blüchers Abzuge verließ auch Kalkreuth bald die Stadt, zog nun aber einen andern Weg, als er mit dem Oberbefehlshaber verabredet hatte. Dieser, davon nicht unterrichtet, gerieth in neue Sorgen. Der Abzug des General Blücher war ihm bekannt, und doch wartete er vergeblich darauf, von den Colonnen Kalkreuths auf der ihnen gemeinsamen Straße zu hören. Endlich sandte er den Hauptmann Gneisenau ab, Erkundigungen einzuziehen. Doch konnte erst ein zweiter Officier die erwünschte Nachricht vom Rückzuge des Generals bringen: von Gneisenau kam keine Kunde [61]). Der Fürst brach endlich gegen Sonnenuntergang auf und zog sich in den

60) „Bei Nordhausen focht ich wieder“, heißt es in einem Briefe bei Pertz S. 164, vgl. S. 307.

61) Höpfner II 68. Danach, ohne Angabe und sehr zusammengezogen, Pertz S. 112.

Harz zurück, wo Gneisenau ihn am 19. October wieder erreichte. Er hatte Nordhausen schon vom Feinde besetzt gefunden, hatte sich zu weit vorgewagt und deßhalb nicht zurück gekonnt. „Ich schlich mich durch den Harz, abgeschnitten von allen, kam aber am Ende zu den übrigen davon laufenden," schrieb er einige Monate später [62]). Kaum wieder zu dem Fürsten gestoßen, empfieng er von ihm noch an demselben Tage den Auftrag, gemeinsam mit dem Major von Knesebeck nach Magdeburg vorauszueilen, um sich von den Anstalten zu überzeugen, welche dort zur Aufnahme der geschlagenen Truppen gemacht seien [63]). Gern wird er die Sendung übernommen haben, weil er dadurch den Jämmerlichkeiten des Rückzuges entzogen wurde, über die er später noch urtheilte: „Das waren Gräuel! Tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben." [64])

In Magdeburg freilich war auch wenig Freude zu holen. Es herrschte hier eine entsetzliche Unordnung, und gar bald stellte sich heraus, daß die Reste der geschlagenen Armee unmöglich in der Festung in eine bessere Verfassung gebracht werden könnten. Hohenlohe entschloß sich daher weiter nach Pommern zu retiriren. Stettin wurde jetzt als Vereinigungs- und Sammelpunkt bezeichnet, und der Fürst sandte am 21. October dorthin den Major Knesebeck voraus, um auf dem ganzen Wege für Anordnung der Quartiere zu sorgen. Ihm waren von jeder Brigade einige Officiere und Ordonanzen und außerdem noch der Hauptmann Gneisenau und der Kriegsrath Rippentropp zur Unterstützung bei seinem schwierigen Geschäfte beigegeben [65]). Bei Behörden und Eingesessenen fanden Knesebeck und seine Begleiter allgemein den besten Willen, so daß es weder seine, noch jenes Schuld war, wenn später, hauptsächlich in Folge von Aenderungen in der Marschroute, doch mehrfach drückender Mangel an Lebensmitteln eintrat. Knesebeck hatte mit seinem Gefolge bereits Stettin erreicht und hier am 28. October die Festung inspicirt, als am folgenden Tage die Schreckenskunde von der Tags zuvor erfolgten Capitulation von Prenzlau eintraf. Hohenlohe hatte sich mit dem Rest seiner Armee gefan-

62) Pertz S. 164.
63) Höpfner II 75.
64) Pertz a. a. O.
65) Höpfner II 80; 114; vgl. Gneisenaus Brief bei Pertz I 307.

gen gegeben. Damit war auch die Mission von Knesebeck und Gneisenau erledigt, und als sich daher schon am 29. October auch in Stettin Zaghaftigkeit und Neigung zur Capitulation zeigte, als, wie Gneisenau später schrieb, das Wetter in dieser Stadt unrein wurde, eilte er, dieselbe zu verlassen. Ueber Danzig kam er Anfang November nach Graudenz in das Hauptquartier des Königs. Er hoffte jetzt wieder im offenen Felde verwandt zu werden. Einstweilen wurde er aber nach Königsberg geschickt, um hier ein Füsilierbataillon zu errichten. „Aber keine Füsiliere waren", wie er später schrieb, „mehr zu finden" [66]).

Für den thatkräftigen Mann wird es inmitten dieser drangvollen Zeit als ein hartes Mißgeschick erschienen sein, einen Auftrag erhalten zu haben, der an späteren Verhältnissen scheitern mußte. Und doch ist vielleicht gerade diese Zeit in Königsberg von dem entscheidendsten Einfluß gewesen, um Gneisenau später an den Platz zu stellen, an dem er dem Vaterlande seine großen unsterblichen Dienste leisten konnte. Ihm war jetzt Gelegenheit geboten, alte einflußreiche Verbindungen herzustellen, neue anzuknüpfen. Der Werth des ausgezeichneten Mannes scheint jetzt von manchen erkannt zu sein, die in der Nähe des Königs waren. Ja dieser selbst ist auf ihn aufmerksam geworden. Mehrfach wurde er ihm, besonders von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich und dem bei Jena schwer verwundeten General Rüchel warm empfohlen. Gneisenau selbst aber soll am 28. November dem Könige eine Denkschrift über den Krieg von 1806, wohl die Frucht seiner Muße in Graudenz und Königsberg, eingereicht haben, die durch ihren Freimuth und ihr gesundes Urtheil, welches wir heute noch, obwohl im Besitz eines reicheren Materials und einer unbefangeneren Anschauung, bewundern müssen, einen tiefen Eindruck auf den König nicht verfehlt haben kann.

Wie verschieden ist doch diese Denkschrift, die jetzt nach der Originalschrift gedruckt vor uns liegt [67]), von jenen schwankenden politischen Urtheilen, welche der Hauptmann noch wenig Monate vor

---

66) Brief Gneisenaus bei Pertz I 308. Darauf bezieht sich Note 74. Auch auf S. 132 als Quelle benutzt.

67) Pertz I 121 ff. Wenn aber gesagt wird, daß die Denkschrift vor

Ausbruch des Krieges dem Papier anvertraute. Auch die schmerzvollen, ahnungsreichen Zeilen, in denen er beim Beginn der Feindseligkeiten seinem gepreßten Herzen Luft machte, stehen weit an Einsicht hinter dieser Denkschrift zurück. Wie so rasch hat Gneisenau, kaum in die Lage gekommen, die Verhältnisse in weiterem Umfange zu überschauen, seinen Blick erweitert, wie so rasch ist er doch zu einem innigen Verständnisse der großen militairischen und politischen Angelegenheiten und des engen Zusammenhanges beider gekommen! In der Denkschrift spricht ein großer Staatsmann, wenn anders richtiges Urtheil über die gegebenen Zustände und Verhältnisse das Kennzeichen eines solchen ist.

In knapper, präciser Weise, vollendet in der Form, faßt Gneisenau in seiner Denkschrift den unglückseligen Krieg und die dabei begangenen politischen und militairischen Fehler ins Auge. Er tadelt zuerst den „vorschnellen" Losbruch des Krieges, dann die Aufstellung der Armee. Im Lapidarstyl folgt jene kurze Schilderung der verkommenen preußischen Armee, der früher schon von competentester Seite die höchste Vollendung des Bildes zuerkannt ist [68]). Der Krieg selbst ist mit kalter Kritik in großen Zügen dargestellt. Mit Schrecken erfüllt ihn die unausbleibliche Folge des traurigen Ausganges, die allgemeine Demoralisation. „Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und keine Fähigkeit von oben. Kleinmuth herrscht beinahe überall. Ob eine neue Dynastie über die Baltischen Länder herrschen soll, ist nicht dem Pöbel allein, nein, auch Männern in hohen Aemtern gleichgültig." Am meisten macht ihn der Zustand der Armee besorgt: „Wohl kann unter gewissen Voraussetzungen die Monarchie noch gerettet werden, allein die Schande der Armee, die in Folge verschuldeter Unfälle zu einem Nichts dahin schmolz, bleibt unvertilgbar." Ohne sich Illusionen hinzugeben, erwartete Gneisenau eine Rettung des preußischen Staates nur von einem thätigen Eingreifen Rußlands und

---

dem Bekanntsein mit den Capitulationen von Pasewalk, Cüstrin u. s. w. entworfen sei, so ist dieses ein Irrthum. Die Uebergabe Cüstrins wird S. 133 eigens erwähnt, und war diese bekannt, so ist es auch von der Pasewalks anzunehmen, die bereits zwei Tage früher, am 29. October erfolgte.

68) Die Reorganisation der preußischen Armee S. 8; Beiheft zum Milit. Wochenbl. 1854 ff.

Oesterreichs. Selbst in diesem Falle aber fürchtet er „die schändliche Sinnesart“ der demoralisirten Armee und fordert deßhalb, — nicht versauert in dem engen Garnisonleben — daß „mit Verbannung alter Armee-Vorurtheile neue Menschen“ gebildet würden. Von dem Feinde, dem er fast nur zugesteht, er sei gut geführt, müsse man lernen. Man habe viel von Verrätherei bei den Preußen gesprochen, „allein nach allen den ungünstigen Einleitungen zum Kriege braucht man sie keine Rolle spielen zu lassen.“ Unordnung und Verblendung trage die meiste Schuld. Dann zieht er auch die Einrichtungen des Staates in den Kreis seiner Betrachtungen. Die Stellung Preußens in Europa habe es in die Nothwendigkeit versetzt, „ein großes Heer durch starke Auflagen zu unterhalten.“ Das sei aber auch die einzige militairische Seite des preußischen Staates gewesen. „Sonst war nichts zur Einheit organisirt. Die Trennung aller Gewaltzweige, das ungeheuere Formelwesen, und die besondere Verfassung einer jeden Provinz machten eine Umformung des Staatsgebäudes beinahe unausführbar.“

Wüßten wir nicht, daß dieser Mann, der in seiner entlegenen Garnison fast vergessen schien, der deßhalb noch vor kurzem in bitterm Mißmuth gern den Soldatenrock ausgezogen hätte, daß Gneisenau stets für die öffentlichen Angelegenheiten ein reges Interesse gehabt, sie zu verstehen suchte, indem er sie betrachtete und seinen Gedanken Ausdruck gab, so würde es als ein Räthsel menschlicher Natur erscheinen, wie er, der sein Leben in niederen Graden, in einer kleinen Stadt der Provinz verbracht, plötzlich zu solcher Klarheit in der Beurtheilung der Lage des Staates und der Armee gekommen. Lange aber schlummerten bereits in ihm die Früchte eines tiefen und umfassenden Denkens. Und deßhalb wirkte die Noth der Zeit auch sogleich, um in dem charaktervollen Manne den von elenden Sorgen sonst verschütteten Funken hoher Einsicht und ein volles Verständniß für die schwierigsten Verhältnisse der Staaten und Völker zu beleben. Bald auch sollte die Zeit kommen, wo ihm eine Stellung angewiesen wurde, die ihn mächtig machte, entscheidend auf die nothwendige Umgestaltung des Staates einzuwirken.
